

Unsere

Seelsorge

Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge
im Bischöflichen Generalvikariat Münster



Caritas und Pastoral

Leben in Fülle

- | | |
|---|---|
| <p>4 Pastoral ist Caritas Wo Menschen erfahren, ob und wie sie von der Kirche geliebt werden</p> <p>6 Caritas ist Pastoral Wie Caritas pastoraler und Pastoral caritativer werden kann</p> <p>8 Lebensweltorientierte Arbeit In Gemeinden, Wohnquartieren und kirchlichen Wohlfahrtsverbänden</p> <p>12 Partizipativ-qualitative Bedarfsanalysen Fachkonzept Sozialraumorientierung</p> <p>15 Freiwilliges Engagement fördern Neuer Blick auf das Ehrenamt</p> <p>18 Seelsorge und Einkaufsstäten Wie Caritas in Oldenburg pastorale Räume (er)öffnet</p> <p>21 Wo es wehtut Kreuzweg der etwas anderen Art im Ruhrgebiet</p> <p>23 Hat Gott nicht die Armen der Welt auserwählt? Gasthaus und Gastkirche in Recklinghausen</p> | <p>25 Treffpunkt Friedhof Manchmal wird gelacht, manchmal wird geweint</p> <p>27 Vom Anspitzer bis zum Zirkel ... Schulmaterialkammer in Rheinhausen</p> <p>28 Da, wo die Menschen sind Leben im Leila-Shop St. Marien Marl</p> <p>30 Wo Caritas draufsteht, muss auch Kirche drin sein Cari-Treff in Kamp-Lintfort</p> <p>32 Weil Menschen Menschen brauchen Flüchtlingshilfe Langförden</p> <p>34 Partizipation anstatt Versorgung Selbstbestimmter Bürgertreff in Rheine</p> <p>36 Um das Zusammenleben geht es Aufbruchstimmung im Barbaraviertel in Geldern</p> <p>38 Das Leben bereichern Frauentreff international in Dinslaken</p> <p>40 Bücher</p> <p>41 Filme</p> <p>42 Publikationen</p> |
|---|---|

Impressum **Unsere Seelsorge**

www.unsere-seelsorge.de

Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster erscheint vierteljährlich und erreicht alle hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger, die Vorsitzenden der Pfarreiräte, die Bildungseinrichtungen und die Katholischen Öffentlichen Büchereien im Bistum Münster.

Herausgeber und Verleger Bischöfliches Generalvikariat Münster, Hauptabteilung Seelsorge,

Pater Manfred Kollig SSCC **Redaktion** Donatus Beisenkötter, Georg Garz

Redaktionsbeirat Johannes Bernard, Dominik Blum, Michael Seppendorf

Konzeption Donatus Beisenkötter, Theodor Damm, Franz Thomas Sonka

Layout und Satz Thomas Bauer, [kampanile](http://www.kampanile.de) | www.kampanile.de

Druck Druckerei Joh. Burlage, Münster | www.burlage.de

Redaktionssekretariat Heidrun Rillmann, Bischöfliches Generalvikariat Münster, Hauptabteilung

Seelsorge, Domplatz 27, 48143 Münster, Telefon 0251 495-1181, redaktion@unsere-seelsorge.de

Titelfoto Martin Merkens **Fotos** Donatus Beisenkötter, Archiv, privat

Einzelbezugspreis 3,50 Euro **Jahresabonnement** 12 Euro

ZKZ 74165 ISSN 1863-7140

Das für Unsere Seelsorge verwendete Papier ist aus 100 % Altpapier hergestellt und erfüllt auch sämtliche andere Anforderungen des Umweltlabels „Blauer Engel“ nach RAL-UZ 14 mit der Zertifikat-Nummer 23490.

ClimatePartner
klimaneutral

Druck | ID: 11415-1411-1001

Der Ausgleich der Treibhausgasemissionen erfolgte durch die Unterstützung anerkannter Klimaschutzprojekte. Wir unterstützen mit diesem Druck ein Klimaschutzprojekt im brasilianischen Staat Ceará. Das Projekt umfasst fünf Keramikproduktionsstätten, die nachhaltig produzierte, erneuerbare Biomasse zur Befuerung nutzen.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



die einen nutzen die Hände zum Beten, die anderen zum Arbeiten; die einen knien auf der Kirchenbank, die anderen vor

dem Betrunknen, der auf der Straße zusammengebrochen ist. Pastoral und Caritas sind für Katholiken manchmal eher Gegensätze als zwei Hälften eines Ringes, der für die Treue Gottes zu den Menschen steht. In dieser Ausgabe von **Unsere Seelsorge** gehen wir der Frage nach der Beziehung von Caritas und Pastoral nach. Wir fangen bei Jesus an, weil seit ihm niemand auf dieser Welt etwas Besseres zu diesem Thema gesagt und getan hat. Wir schauen aus vielen Perspektiven auf das „Leben in Fülle“; gleichsam von A wie Anspitzer bis Z wie Zirkel. Am Ende der Überlegungen steht kein Punkt, sondern ein Doppelpunkt.

Das Verhältnis von Caritas und Pastoral bewegt die Menschen in unserem Bistum. Beim Tag der Seelsorgerinnen und Seelsorger im November 2011 wurde die Bistumsleitung aufgefordert, für eine bessere Verbindung beider „Bereiche“ zu sorgen. Der Pastoralplan für das Bistum aus dem Jahr 2013 formuliert als eines der Ziele: „Das Bistum Münster strebt eine qualitativ stärkere Vernetzung von Caritas und Pastoral in allen Bereichen des kirchlichen Lebens an, um das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe glaubwürdiger realisieren zu können. In Caritas und Pastoral muss die Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat zusammenwirken.“

So ist das Projekt „Caritas und Pastoral“ entstanden, in dessen Rahmen es mehrere Veranstaltungen unter dem Motto „Leben in Fülle“ gab und das im April

2015 abgeschlossen wird. Wie wichtig eine weiterführende Reflexion mit dieser Thematik ist, zeigt nicht zuletzt die Studie über die Zufriedenheit der Katholiken im Bistum Münster, die im März 2015 veröffentlicht wurde. Sie belegt, dass der größte Teil der Katholiken in unserem Bistum Caritas und Kirche, sozial-caritative und pastorale Arbeit nicht miteinander vernetzt.

Nach einer kurzen theologischen Erörterung des Verhältnisses von Caritas und Pastoral werden vor allem soziologische und politische Aspekte des Themas aufgegriffen. Unter den Stichworten Sozialraumorientierung, Lebenswelt und ehrenamtliches/freiwilliges Engagement wird unter anderem der Blick auf die Bedeutung des individuellen Interesses und der individuellen Möglichkeiten geworfen. Die Praxisprojekte, die den größten Raum in diesem Heft einnehmen, berichten von Orten, wo die Freiheit des einzelnen Menschen geachtet, seine Begabungen gefördert, seine Ressourcen genutzt und interaktiv eingesetzt werden.

Viele weiterführende Artikel, die wir an dieser Stelle nicht abdrucken können, finden Sie im Internet unter www.pastoralplan-bistum-muenster.de (Kategorie: Material / Prozessgestaltung / Sozialraumorientierung).

Pastoral und Caritas bilden einen einzigen Ring, der zeigt, dass Gottes Ja-Wort zu den Menschen unter allen Umständen gilt. Caritas und Pastoral drücken aus, dass Getaufte sich mit Respekt und Hochachtung und im Geist der Nächstenliebe um den ganzen Menschen sorgen. Wo Gegensätze konstruiert oder gespürt werden, sind die Gründe nicht

theologischer Natur. Sie liegen vielmehr in Institutionen und Systemen. Dort müssen beispielweise Caritasverbände und Bistümer ihr Miteinander klären und neu ordnen. Dass die Lektüre anregt, die Hände „zum Beten und Arbeiten“ zu nutzen, Konkurrenz in Interaktion zu wandeln, Menschen mit ihren Interessen und Gaben besser zu integrieren und so als Kirche glaubwürdiger zu werden, wünscht

Ihr



Pater Manfred Kollig SSCC
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Leiter der Hauptabteilung Seelsorge
kollig@bistum-muenster.de



Pastoral ist Caritas

Wo Menschen erfahren, ob und wie sie von der Kirche geliebt werden

Pastoral ist Caritas; eigentlich so selbstverständlich, wie der Kreis rund ist. Eine lieblose Pastoral ist ein Widerspruch und kann es ebenso wenig geben wie einen eckigen Kreis. Sobald Pastoral ein liebloses Profil bekommt, ist sie nicht mehr Pastoral, wie auch der Kreis nicht mehr Kreis genannt werden kann, wenn er seine Rundheit verloren hat.

Fußwaschung und Abendmahl

In der Pastoral Jesu, an der sich heutige Pastoral zuerst und zuletzt messen lassen muss, gibt es einen roten Faden. Symbolisches Handeln und tatkräftige Unterstützung der Menschen, Predigt und heilsamer Dienst mit den Händen bilden im Leben und Wirken Jesu eine Einheit. Diakonie und Liturgie, Verkündigung und Leben stehen im Einklang. Dass in den synoptischen Evangelien an der Stelle über das Abendmahl berichtet wird, an der das Johannesevangelium an die Fußwaschung erinnert, verdeutlicht die Einheit von Liturgie und Caritas im geistlichen (meint geistigen und leiblichen) Leben Jesu. Die Einheit von Fußwaschung und Abendmahl zeigt, dass Jesus auf mehrere Weisen erfahren lässt, wie er seinen Dienst versteht und sich zur Hingabe für die Menschen gesandt weiß. Diese realsymbolischen Handlungen Jesu haben sich zuvor bereits in seinem spürbaren Heildienst

bewahrheitet; so beispielsweise in Krankenheilungen, Sündenvergebung und Brotvermehrung.

Die Frage nach dem Willen der Menschen

An der innigen Beziehung Jesu mit seinem Gott und Vater wird niemand ernsthaft zweifeln. Die Bibel berichtet, dass Jesus sich immer wieder auf einen Berg zurückzog, um zu beten. Auf der Höhe und in der Einsamkeit glaubte er sich besonders nahe bei seinem Vater, der ihn ins Tal, das bedeutet ins alltägliche Leben, zurückschickte.

Jesus fragte „auf der Höhe“ nach dem Willen seines Vaters. Zugleich fragte er „im Tal“ nach dem Willen der Menschen. „Was willst du, dass ich dir tun soll“, fragt Jesus den Blinden (Lukas 18,41). Er wirkt nicht an dem vorbei, was die Menschen wünschen, hoffen, ersehnen und erbitten.

Das bedeutet nicht, dass die Pastoral im Geiste Jesu die Erfüllung aller Wünsche ist. Jesus weiß darum, dass nicht jeder menschliche Wunsch mit dem Willen Gottes übereinstimmt (vgl. zum Beispiel Matthäus 16,23). Sein seelsorgliches Wirken geht aber zugleich nicht am Menschen vorbei. Jesus handelt nicht am Menschen ohne dessen freie Zustimmung.

Die Gefahr „liebloser Pastoral“

Die Gefahr, nicht im Geist Jesu seelsorglich zu wirken, besteht, wenn Menschen beispielsweise ausschließlich an „Ideen“ gemessen werden und deren konkrete Situation übersehen wird; frei nach dem Grundsatz: „Wir Katholiken kennen dich zwar nicht; aber wir wissen, was für dich gut ist.“ Voraussetzung dafür, dass Menschen am Wohl und Heil, das heißt am gelingenden Leben anderer mitwirken können, ist, dass sie den anderen in seiner Individualität wahrnehmen. Wer

nicht weiß, wer die oder der andere ist, kann auch nicht wissen, was ihr oder ihm zu leben hilft.

Selbstverständlich gibt es allgemeingültige und situationsübergreifende Ideale. Für diese tritt aber nur derjenige im Geiste Jesu seelsorglich ein, der sie dem konkreten Menschen, in dem dessen eigene Freuden und Leiden wirken, verkündet. Solche Verkündigung kann liebevolle Pastoral sein, die nachdenklich macht, irritiert, orientiert, korrigiert, ermutigt und/oder bestärkt. So wichtig es ist, dass wir als Kirche zum Beispiel für den bedingungslosen Schutz des Lebens eintreten, so wichtig ist es, den Menschen unter seinen konkreten Bedingungen seinen Lebenswert und seine Würde spüren zu lassen.

Liebende Aufmerksamkeit als Paradigma

Pastoral ist Caritas oder sie ist keine Pastoral. Unter welchen Bedingungen stimmt diese These? Welche Haltungen im Sinne pastoraler Grundhaltungen sind notwendig? Zwei Anregungen: Pierre Coudrin, einer der beiden Gründer der Ordensgemeinschaft, zu der ich gehöre, schrieb ins erste Kapitel der Regel unserer Gemeinschaft, das seit über 200 Jahren für die Schwestern und Brüder gleichermaßen Bestand hat:

„In Jesus finden wir alles; seine Geburt, sein Leben, seinen Tod: das ist unsere Regel.“ Hier ist nicht voreilig von der Auferstehung die Rede, weil sich seine Mitschwestern und -brüder in den Sehnsüchten und Wirren der Französischen Revolution am irdischen Leben Jesu orientieren sollten. In seinem irdischen Leben ist die Pastoral zu finden, die ganz und gar Caritas ist. Vom hl. Ignatius von Loyola ist das Gebet liebender Aufmerksamkeit als eine mögliche Gebetsform überliefert. Was hier als Gebet am Tagesende gedacht wurde, kann helfen, die Grundhaltung für eine Pastoral zu beschreiben, die in und als Liebe gestaltet wird.

Pastoral lebt von der Aufmerksamkeit, die Bedingung ist, damit überhaupt geliebt werden kann. Wer bin ich, und wer ist der andere? Was bewegt, bedroht, ermutigt, lähmt das Leben? Lieben bedeu-

tet immer, sich und den anderen als konkrete Menschen und nicht als abstrakte Personen anzunehmen; bedeutet, ihnen Gutes zu wünschen und zu tun. Nur wer sich selbst kennt, um die eigenen Stärken und Schwächen weiß, aufmerksam für sich und für die Entwicklungen im eigenen Leben ist, kann sich lieben. Wer am anderen interessiert ist, wer den anderen ernst- und annimmt, kann den anderen lieben.

Die Aufmerksamkeit Gottes erfahren ...

Pastoral wirken können Getaufte dort, wo sie in die Möglichkeit versetzt werden, so viel vom anderen zu wissen, dass sie lieben können. Jesus selbst sagt von sich, dem „Pastor Bonus“, dem guten Hirten, dass er die ihm anvertrauten Menschen kennt. Diese Aufmerksamkeit zeichnet seine Pastoral aus. Dass die Kirche im Laufe der Entwicklung lehrte, dass auch ohne persönliche Beziehung Menschen geholfen und Heil gewirkt werden kann, darf nicht als pastorales Ideal gesehen werden. Sie drückt vielmehr einen pragmatischen Umgang mit der Realität aus, der Skrupel vermeiden soll. Er hilft, dem Auftrag nachzukommen, in einer zahlenmäßig großen Kirche im Namen Gottes heilsam zu wirken.

Kirche kann dort Sakrament der Liebe sein, und Seelsorgerinnen und Seelsorger können dort als Liebende erfahren werden, wo Beziehungen möglich sind, in denen spürbar wird: das Interesse am anderen, das Wissen um den anderen; der Respekt vor dem anderen. Um nicht missverstanden zu werden: Es geht nicht darum, die Gruppe der Getauften zu verkleinern und nach einer Elite- oder Schrebergartenkirche zu streben, die überschaubar ist. Kirche ist nach dem Willen Jesu wachstumsorientiert. Innerhalb der großen Systeme müssen Beziehungsstrukturen in Form von Gemeinschaften und Gruppen, Gemeinden und Nachbarschaften gefördert werden, die sich als Teil der „Großpfarre“ und der Weltkirche verstehen. Die Aufmerksamkeit, die in diesen überschaubaren Netzwerken möglich ist, wird zur konkreten (sakramentalen) Form, die Aufmerksamkeit Gottes für den Menschen zu

erfahren und den Liebesdienst, welcher der Kirche anvertraut ist, vor Ort und am konkreten Menschen zu erfüllen.

... in der Aufmerksamkeit für den Menschen

Es ist die Katechese-Gruppe, in der Kinder, Jugendliche und Erwachsene spüren, ob es um sie geht oder um die Erfüllung einer turnusgemäß zu absolvierenden Pflichtaufgabe. Es ist die katholische Kindertagesstätte, in der Kinder, Erzieherinnen und Erzieher, Eltern und Großeltern erfahren können oder nicht, wie aufmerksam und behutsam Katholiken mit anderen Menschen umgehen. Es ist der Gottesdienst, in dem sichtbar wird, wer die Mitte des Glaubens ist; wie aufmerksam die Betenden vor dem Fest das Weltgeschehen mitbekommen und wie folgenreich diese Feier des Glaubens für das Leben nach dem Fest sein wird. In diesen überschaubaren Systemen, die exemplarisch für alle Substrukturen innerhalb der Kirche stehen – wie etwa kirchliche Gruppen und Verbände, Schulen und Krankenhäuser, Senioreneinrichtungen und Bildungsstätten, Orte offener Jugendarbeit und Initiativen – zeigt sich, inwieweit Kirche aufmerksam für den Menschen und an dessen Leben interessiert ist. In kleinen „Sozialräumen“ erfahren Menschen dann auch, ob und wie sie von der Kirche geliebt werden; ob Pastoral tatsächlich Caritas ist und die in der Pastoral Wirkenden die ihnen von Gott anvertrauten Menschen aufmerksam wahrnehmen und lieben.



Pater Manfred Kollig SSCC
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Leiter der Hauptabteilung Seelsorge
kollig@bistum-muenster.de



Caritas ist Pastoral

Wie Caritas pastoraler und Pastoral caritativer werden kann

Wenn es in der Pastoral darum geht, den Menschen welcher Zeiten, Kontexte und Gesellschaften auch immer ein Angebot zu gelingendem Leben zu machen – nichts anderes will Jesu Christi Frohe Botschaft vom angebrochenen Reich Gottes sein –, dann kann Caritas gar nicht anders als Pastoral sein, ja, dann kann es keine Caritas geben, die nicht auch von ihrem Wesen her Pastoral wäre.

Jesu Leben, Lehre und Handeln – sein pastorales Wirken also –, selbst sein Sterben und Auferstehen sind darauf ausgerichtet, den Menschen die ursprüngliche, von Gott gewollte Fülle des Lebens zu schenken. Nichts anderes hoffen Christen zu vermitteln, die in Jesu Spur caritativ tätig sind – ob nun ehrenamtlich in Gruppen, Einrichtungen und Angeboten der Pfarreien oder Verbände oder beruflich in den Kindertageseinrichtungen, Beratungsangeboten, Altenhilfeeinrichtungen, Krankenhäusern oder Hospizen. Ihre Arbeit und ihr Engagement dienen der Ermöglichung von Leben. Sie wollen Zeichen des Heils sein, das Gott unterschiedslos für alle Menschen will, wozu auch Zufriedenheit, Glück, Lebensfreude, Gesundheit, Fürsorge und ein menschenwürdiges Auskommen gehören.

Darum ist ein „offenes Ohr“ ein Aushängeschild für die christliche Botschaft und die Glaubwürdigkeit jener Institutionen, die sich um sie scharen – zuvorderst für die Ortsgemeinde, aber auch für die Weltkirche. Ein Sozialbüro oder Sozialkaufhaus kann zur pastoralen Visitenkarte einer Pfarrei oder eines Verbandes werden. Kindertageseinrichtungen zeugen in zusehends säkularer werdenden Kontexten nicht nur davon, dass Elemente aus dem Glaubensleben der Kirche das menschliche Leben von Kindesbeinen an bereichern können, sondern auch von der Aufmerksamkeit der Kirche für die Situationen von Familien, alleinerziehenden Müttern und Vätern oder anderen Lebensformen. Über die konkrete Seelsorge in kirchlichen Altenhilfeeinrichtungen hinaus vermitteln pflegende und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen

und Mitarbeiter in Zeiten wachsender Distanz zur institutionellen, besonders zur hierarchischen Gestalt von Kirche ihre den Menschen zugewandte Seite. So tragen die Charakteristika des caritativen Antlitzes der Kirche zugleich die Züge des pastoralen Gesichts der Kirche, das sie so liebenswert erscheinen lassen kann.

Es ist klar, dass dazu mehr als die jeweils akute Bedürfnis- oder Notlage des Betroffenen, Hilfesuchenden, Patienten oder Bewohners im Blick sein muss. Über die aktuell herausfordernde Situation hinaus müssen alle caritativen Initiativen und Einrichtungen den ganzen Menschen vor Augen haben. Von der Fülle des Lebens kann der Obdachlose bloß bedingt etwas erahnen, wenn er „nur“ ein Dach über dem Kopf oder ein Bett für eine Nacht

hat. Von dem von Gott allen Menschen zugeordneten Heil ist für die „Kunden“ eines Tafelladens nur wenig zu spüren, wenn es um die reine Grundversorgung mit dem täglichen Brot geht. Vom Heilswillen Gottes wird ein Patient in einer Klinik in kirchlicher Trägerschaft wohl kaum etwas merken, dreht sich auch hier alles isoliert und einzig um die Wiederherstellung des medizinischen oder somatischen Wohlergehens des Kranken. Insofern muss Caritas als Pastoral die jeweiligen Lebensbedingungen, -kontexte, -situationen und -ausgangslagen der Betroffenen und Hilfebedürftigen insgesamt vor Augen haben und die damit verbundenen Probleme und Fragen thematisieren sowie ihren Beitrag zu einer Verbesserung der Gesamtsituation zu leisten versuchen: Wie sind die Arbeitsbedingungen der Betroffenen, wie ihre materiellen und finanziellen Rechte und Bedarfe, was steht ihnen zu oder wird ihnen vorenthalten, wie sehen ihre familiären oder sonstigen sozialen Umfeldler aus, wie ist es um ihre Bildungschancen bestellt, was muss und kann dafür getan werden? Die seitens der Caritas gern in Anspruch genommene Anwaltschaftlichkeit muss – auf gemeindlicher und kommunaler wie auf Landes- oder Bundesebene – natürlich sozial- oder ordnungspolitische Themen ansprechen. Doch handelt es sich nur um Teilbereiche des Lebens, die viele für die Zufriedenheit und Lebensfreude – oder theologisch ausgedrückt – für das Leben in Fülle maßgebliche Aspekte nicht thematisiert. Ist sie nicht grundsätzlich von diesem umfassenden Interesse am konkreten Menschen geleitet, mag sie ein starker Player auf dem Gesundheitsmarkt, dem Wohlfahrtssektor oder der Sozialarbeit sein, aber sie wäre nicht jene Gestalt von Caritas, die Jesus in seiner Person und in vielen seiner Beispiele der christlichen Gemeinschaft ins Stammbuch geschrieben hat.

Solche pastorale Caritas verzweckt die Hilfebedürftigen oder Betroffenen nicht in dem Sinn, dass sie sie zu Objekten der Seelsorge, zu Gemeinde- oder Pfarrmitgliedern, zu Christen oder gar Gläubigen machen will. Sie dient zuerst und zunächst dem Hilfebedürftigen um

seiner selbst willen und sonst keinem anderen Zweck und ist gerade darum pastoral. Papst Benedikt XVI. drückt das so aus: „Die Liebe ist umsonst; sie wird nicht getan, um damit andere Ziele zu erreichen. Das bedeutet aber nicht, dass das karitative Wirken sozusagen Gott und Christus beiseite lassen müsste. Es ist ja immer der ganze Mensch im Spiel ... Wer im Namen der Kirche karitativ wirkt, wird niemals dem anderen den Glauben der Kirche aufzudrängen versuchen. Er weiß, dass die Liebe in ihrer Reinheit und Absichtslosigkeit das beste Zeugnis für den Gott ist, dem wir glauben und der uns zur Liebe treibt. Der Christ weiß, wann es Zeit ist, von Gott zu reden, und wann es recht ist, von ihm zu schweigen und nur einfach die Liebe reden zu lassen“ (Dce 31c). Besonders in dieser Absichtslosigkeit liegt die pastorale oder auch missionarische Ausstrahlung der Caritas.

Entscheidend für eine Caritas, die Pastoral ist, bleibt das Motiv. Jesus macht das am Beispiel vom barmherzigen Samariter deutlich: „Als er ihn sah, hatte er Mitleid“ (Lk 10,33). Dieses Mitleid lässt den Samariter barmherzig an dem von Räubern Überfallenen handeln. Es macht ihn zum Nächsten, zum „guten Hirten“ des Halbtoten. Es ist den Evangelisten zufolge auch der Beweggrund des „pastoralen Wirkens“ Jesu: „Als er die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben“ (Mt 9,36). Die Fähigkeit zum Mitleid oder zur „Compassion“ ist etwas vollkommen anderes als Paternalismus, besserwisserische Bevormundung, affektierte Betroffenheit oder betuliche Larmoyanz. Es bewirkt die Identifikation mit den Leidenden. Es ist Ausdruck einer Haltung, die aktiv an den Problemen und Sorgen anderer teilnimmt und diese tatkräftig überwinden will. Genau dieses Mitleid hat den ungetauften jungen römischen Soldaten Martin dazu gebracht, seinen Mantel mit dem Bettler zu teilen. Es motivierte Damian de Veuster, auf die Insel Molokai zu gehen und als zupackender Seelsorger den Leprakranken den Willen Gottes für ein Leben in Fülle zu bezeugen. Es motivierte Mutter Teresa

auch in harten Perioden selbst erfahrener Gottesferne zu ihrer enormen Lebensleistung für die Armen. Es scheint auch heute zahllose Menschen in ihren Besuchsdiensten für Kranke, Gefangene oder Senioren, im Engagement für Selbsthilfeinitiativen aller Art, in ihrem Einsatz für Gruppen und Stiftungen oder in ihrer Mitarbeit in sozialen Projekten, kurz im ganz gewöhnlichen Caritasalltag vor Ort in den Pfarreien und Gemeinden zu motivieren.

Die Gestalt, in der Christen pastoral handeln, muss mit der Praxis der Liebe identisch sein. Beides hängt zusammen. Daher kann es wenig wunder nehmen, dass in Zeiten, in denen die Pastoral hierzulande massiv im Umbruch begriffen ist, auch die Caritas – als Wesenseigenschaft der Kirche mitgefangen, mitgehungen – in den Pfarreien und Gemeinden von diesen Umbruchprozessen betroffen ist. Das ist ohne Zweifel eine massiv herausfordernde und keineswegs voreilig schön zu redende Lage für alle, die in Pastoral und Caritas aktiv sind. Es bietet jedoch auch die Gelegenheit, darüber nachzudenken und nach alternativen Wegen zu suchen, wie Caritas pastoraler und Pastoral caritativer werden kann. Jedenfalls müsste sich bei einer zu Recht als Pastoral sich verstehenden Caritas angesichts der vielfach bemerkenswerten Caritaspraxis in den Pfarreien und Gemeinden niemand Sorgen darüber machen, ob die Kirche wohl im Dorf bleibt.



Domkapitular Dr. Klaus Winterkamp
Vorsitzender des Caritasverbandes für die
Diözese Münster
winterkamp@caritas-muenster.de



Lebensweltorientierte Arbeit

In Gemeinden, Wohnquartieren und kirchlichen Wohlfahrtsverbänden

„Das Bistum Münster fördert ... die Entwicklung der Kirche vor Ort in den Sozial- und Lebensräumen der Menschen.“¹ Das Grundanliegen des Pastoralplanes gibt der kirchlichen Entwicklung im Bistum Münster die zentrale Richtung vor: Wie und wo soll/will die Kirche im Lebensraum der Menschen präsent sein? Die Antwort auf diese Frage an die hauptberuflichen und freiwilligen Akteure vor Ort setzt eine neue Wahrnehmungsbewegung in Gang. Dabei begegnen Begriffe wie Lebensraum, Lebenswelt und Sozialraumorientierung, die längst im Kontext sozialer Arbeit definiert und konzeptionell gefüllt sind. Bevor sie als umgangssprachlich plausibel klingende Leitgedanken in den pastoralen Kontext übertragen werden, ist ihre genaue Bedeutung zu klären. Prof. em. Dr. Werner Springer, Leiter der Fortbildungen zur lebensweltorientierten caritativen und pastoralen Arbeit, die der Diözesancaritasverband im Bistum Münster mit verschiedenen weiteren diözesanen Partnern in den vergangenen Jahren mehrfach erfolgreich durchgeführt hat, erläutert nachfolgend die begrifflichen Zusammenhänge.

Die Subjektivität der Lebenswelt

Zunächst zum Lebensweltbegriff: Die Lebenswelt beinhaltet die subjektive Konstruktion der Wirklichkeit. Die Gegenwart des Alltags wird gespeist aus der bisherigen zur eigenen Gewissheit und Identität gewonnenen Erfahrung und den das eigene Leben betreffenden Zukunftsentwürfen des Individuums. Die Lebenswelt ist konkret und unmittelbar die Erfahrungswelt schlechthin. Sie ist höchst individuell, also eine andere für Kinder oder Erwachsene, für Männer und Frauen, für Einheimische oder Ausländer. Aber auch innerhalb der jeweiligen Personengruppen in strukturell vergleichbarer Lebenslage sind die Lebenswelten der einzelnen Menschen subjektiv dennoch nicht vergleichbar. Die Lebenswelt der alleinerziehenden Frau Meier ist subjektiv eine völlig verschiedene von der alleinerziehenden Frau Müller oder der von Frau Jemaz, der verwitweten türkischen Mutter mit ihren vier Kindern.

Lebenswelten sind also das Subjektive schlechthin, Ausdruck der Einzigartigkeit eines jeden Menschen. Die Lebenswelten als subjektive verarbeitete gesellschaftliche Erfahrungen werden im alltäglichen Handeln immer wieder konkretisiert und stabilisiert oder angesichts neuer Bedürfnisse oder struktureller Veränderungen modifiziert.

Die Lebenswelten oder Individuen sind miteinander durch kommunikative und materielle Strukturen verknüpft. Erstere dienen der notwendigen und andauernden Verständigung über den Alltag, vom Gruß als Metapher für das wechselseitige Wahrnehmen und Respektieren bis zur Verhandlung in einer Bewohnerversammlung zum Thema Asylbewerberheim im Wohnquartier auf dem Territorium der Kirchengemeinde. Die materiellen Strukturen in ihren vielfachen Erscheinungsformen als Häuser mit bestimmten Wohnungsgrößen und -zuschnitten, als Gebäude der Infrastruktur von Geschäften, Kneipen bis zum Gemeindehaus und als Verkehrswege, Grünflächen, Spielplätze einschließlich der Finanzausstattung der privaten und öffentlichen Haushalte ermöglichen und

unterstützen die Alltagsbewältigung der Bewohner/innen oder beschränken beziehungsweise behindern ihre Gestaltungsmöglichkeiten.

Verkürztes Verständnis?

Professionelle der psycho-sozialen wie der pastoralen Berufe behaupten nun, sie hätten immer schon den Menschen in den Mittelpunkt ihrer Arbeit gestellt. Dies zu behaupten, bedeutet noch nicht, die jeweilige Lebenswelt der einzelnen Personen zu respektieren und entlang ihrer höchst individuellen Erfahrungen, Bedürfnisse und Entwürfe angemessene Unterstützung und Hilfe zu entwickeln. Abgesehen davon, dass Professionelle insbesondere dann, wenn sie von einer ihnen entsprechenden Normalität überzeugt sind, Menschen auch so „formen“, erziehen oder beeinflussen wollen, ist das beratende Gespräch in problematischen wie in guten Angelegenheiten des alltäglichen Lebens nicht schon die Einbeziehung der Lebenswelt des Betroffenen in die professionelle Arbeit. Ein Gespräch oder eine Beratung

» Die Lebenswelt ist in ihrer Gegenwart zwingend an den Ort gebunden, an dem die Menschen leben, an den so verstandenen sozialen Raum.

mit einer einzelnen Person, mit Paaren oder Familien ist keinesfalls eine Arbeit in der Lebenswelt der Betroffenen. Es ist vielmehr ein Gespräch über diese Welt mit kleinen Ausschnitten ihrer Realität in Gestalt der Personen und ihren gegenwärtigen Gedanken und Gefühlen.

Die Objektivität des Sozialraums strukturiert subjektive Lebenswelten

Die Lebenswelt ist in ihrer Gegenwart zwingend an den Ort gebunden, an dem die Menschen leben, an den so verstandenen sozialen Raum. Die Lebenswelt findet in der Wirklichkeit der materiellen wie kommunikativen Strukturen der Kirchengemeinde, des Stadtteils, des Wohnquartiers, des Dorfes statt. Der soziale Raum ist mit seinen Gegebenheiten die gesellschaftliche Realität, die die Lebenswelt der Menschen strukturiert, indem sie ihnen Entwicklungsmöglichkeiten erschließt oder sie verhindert. Die

Lebenswelt erwächst aus den Bedürfnissen der Menschen und ihren Erfahrungen mit den materiellen Strukturen und den Kommunikationsnetzen mit den anderen Menschen.

Aus der kontinuierlichen gesellschaftlichen Praxis heraus entwickelt sich die Weltsicht des Menschen, seine Auffassung von der Welt und seiner eigenen Stellung darin. Diese auf (Alltags-) Erfahrung beruhende eigene Weltsicht, mit der Wahrnehmung der eigenen Position darin, bildet die jeweilige individuelle, gesellschaftlich vermittelte Identität (vgl. Bordieu).

Die Bewältigung des Alltags als zentraler Aufgabenstellung der Menschen setzt je nach biographischer Phase und Lebenslage tragfähige und anregende Beziehungsnetze sowie angemessen ausgestattete räumlich-materielle Strukturen voraus. Aus diesem untrennbaren Zusammenhang von Lebenswelten und sozialem Raum ergibt sich für jede professionelle wie ehrenamtliche

Tätigkeit die zentrale Aufgabenstellung, den vielfältigen Alltag der Bewohner/innen in seinem sozialen Raum in den Mittelpunkt der Arbeit zu stellen und begleitend, beratend, unterstützend dazu beizutragen, dass die Bewohner/innen tatsächlich in tragfähigen, anregenden Beziehungsnetzen sowie in angemessen ausgestatteten räumlich-materiellen Verhältnissen leben.

Ressourcen für die Alltagsbewältigung

Lebensweltorientierte Arbeit bedeutet deshalb, die Lebensvollzüge der Menschen in der konkreten Realität des sozialen Raums wahrzunehmen und dort nach materiellen wie kommunikativen Ressourcen für die Alltagsbewältigung zu suchen. Ansatzpunkte für eine unterstützende, helfende Tätigkeit sind also – pointiert formuliert – nicht Hinweise oder gar moralische Appelle für eine Verhaltensänderung des einzelnen

Menschen, sondern Veränderungen der materiellen und kommunikativen Strukturen des sozialen Raums (vgl. Hinte). Eltern, die nur noch angestrengt und schimpfend mit ihren Kindern umgehen, brauchen unter Umständen nicht Beratung in Sachen Erziehung, sondern vielleicht eine größere Wohnung, die Rückzugsmöglichkeiten für Eltern und Kinder eröffnet, möglicherweise fehlt ein Kindergartenplatz, damit das jüngste Kind andere Anregungen bekommt und die Mutter zeitnah entlastet ist von der andauernden Präsenz und sie wieder etwas Zeit für sich findet. Vielleicht ist ein Mütter- oder Vätertreff eine geeignete Initiative, um unter Gleichen Entlastung und Anregung zu erhalten und Pläne für gemeinsame Freizeitaktivitäten mit anderen Eltern machen zu können. Ein geeigneter Raum ist eventuell im Gemeindehaus zu finden.

Es ist also in der Regel keinesfalls ausreichend, Menschen, die mit ihrem Alltag unzufrieden sind oder sich belastet fühlen, das Ohr zu leihen und ihnen gute Ratschläge zu geben. Ein solches Verhalten ignoriert die Bedürfnisse der Menschen und die konkreten Strukturen, in denen und mit denen die

materielle Ressourcen in der Kirchengemeinde und im Stadtteil.

Der Blick hauptamtlich Tätiger wie freiwillig Engagierter ist also konsequent auf den Alltag der Menschen mit seinen vielfältigen Themen und den sozialen Raum gerichtet, in dem sie ihre Lebensmitte haben. Dort, entlang der Alltagsthemen und an dem Ort alltäglicher Lebensvollzüge, können Haupt- wie Ehrenamtliche sich nützlich machen und hilfreich sein bei der Alltagsbewältigung der Bewohner/innen.

Nicht für, sondern mit den Betroffenen handeln

In der Hinwendung zu den Bedürfnissen der Menschen, ihrem Unbehagen an alltäglichen Dingen und ihren Wünschen nach Veränderung kommt einerseits der Respekt vor der jeweiligen Person und ihrer Lebenswelt zum Ausdruck, die bedingungslose Anerkennung ihrer Individualität. Andererseits ist die Wahrnehmung ihrer Bedürfnisse und Veränderungswünsche die Chance, ihre Eigeninitiative anzuregen und sie durch neue Entfaltungsmöglichkeiten und Erfahrungen in ihrer Eigenständigkeit zu stärken. Die Aktivierung der eigenen

» Die aktive Beteiligung der Menschen an der Gestaltung des jeweiligen Alltagsthemas ist unabdingbar.



Menschen leben und ihre alltäglichen Erfahrungen machen. Eine Veränderung dieser strukturellen Bedingungen kann den so „Beratenden“ nicht allein zugemutet werden, es überfordert sie und verkennt die Beharrlichkeit der etablierten Gegebenheiten in einem sozialen Raum. Stattdessen gilt es, nach Menschen in ähnlicher Lebenslage zu suchen, gemeinsame Treffen und einen Austausch über das jeweilige Thema zu initiieren und sie bei der Entwicklung von Lösungsmöglichkeiten zu unterstützen durch Kontakte zu Personen sowie Gremien und Informationen über

Kräfte und Kompetenzen der Menschen hat dort ihre größte Chance, wo sie gespeist wird aus eigenen Bedürfnissen und dem Interesse an Stabilisierung, wenn ein gewünschter Zustand erreicht ist, oder an Veränderung, wenn das Unbehagen oder Leiden an der Alltagswirklichkeit schwer zu ertragen ist. Die aktive Beteiligung der Menschen an der Gestaltung des jeweiligen Alltagsthemas ist unabdingbar, wenn sie in ihrem Handlungsvermögen und damit in ihrer Eigenständigkeit gestärkt werden sollen. Es gilt, nichts für Menschen zu tun, Krisensituationen oder unveränderliche

Grenzen sind die Ausnahme, sondern nur mit ihnen. Im konkreten Handeln lernen Menschen, Chancen und Probleme anders als bisher anzugehen und zu lösen. Im Handeln erfahren sich Menschen als kompetent und produktiv. Diese Erfahrung stärkt ihr Selbstbewusstsein und ihre Gestaltungskraft und ihre sozialen Fähigkeiten im gemeinsamen Handeln mit anderen Betroffenen sowie in der Suche nach befriedigenden Ergebnissen mit Institutionenvertretern, die über Ressourcen verfügen.

Stärkung der Eigenkräfte und Handlungskompetenzen

Das ist das Ziel des lebensweltorientierten Arbeitsansatzes. Welches andere Ziel sollten hauptamtlich Tätige wie freiwillig Engagierte haben, wenn sie sich nicht in der Illusion verlieren wollen, dauerhaft eine zentrale Bezugsperson im Alltag anderer Menschen sein zu können und sie nicht von sich abhängig zu machen. Hilfe und Unterstützung ist nur dann respektvoll, wenn diese Hilfe der Stärkung der Eigenkräfte und Handlungskompetenzen der Betroffenen dient und nicht dem trügerischen Gefühl der Helfer, gebraucht zu werden oder am Ende unentbehrlich zu sein. Bescheidenheit ist in der Arbeit mit Menschen eine notwendige Tugend. Hauptamtlich wie freiwillig Tätige können nur an den Voraussetzungen mitwirken, die eine neue Entwicklung auf den Weg bringen. Die Änderung selbst kann nur von den Betroffenen getan werden im Zusammenwirken mit Institutionen und ihren Ressourcen, wenn sie in ihrem Alltag tragfähig werden soll. Die Betroffenen brauchen für ihren Weg Menschen, von denen sie als Person – so wie sie geworden sind – akzeptiert werden, die ermutigend sind, Vertrauen und Beziehungen stiften, von der Gestaltungskraft des Einzelnen und der Gruppe überzeugt sind sowie von dem guten Willen von Personen in den Institutionen, für andere wirklich hilfreich und unterstützend sein zu wollen.

Entwicklung alltagstauglicher sozialer Netzwerke

Die lebenswelt- und sozialraumorientierte Arbeit richtet ihren Focus auf die Entwicklung und Stärkung der Individualität und Sozialität des Menschen und wählt dafür den Alltag der Betroffenen, ihre jeweilige Lebensmitte im Kontakt des alltäglichen sozialen Raumes als Handlungsfeld par excellence. Im konkreten sozialen Raum werden die dort befindlichen kommunikativen wie materiellen Potenziale zur Bewältigung des Alltags und seiner Stabilisierung aktiviert, ergänzt, gestärkt und weiterentwickelt. Dieser Arbeitsansatz reagiert darauf, dass in modernen Gesellschaften Entscheidungs-, Konflikt- und Problemsituationen zunehmen und sozial gewachsene Unterstützungsressourcen abnehmen oder nicht ausreichend vorhanden sind. Zugleich hat nicht jedes Individuum die gleiche Chance, für den Alltag tragfähige soziale Netzwerke aufzubauen und zu erhalten – dies ebenso aus Gründen strukturierter Benachteiligung wie aufgrund persönlicher Merkmale und Kompetenzen.

Kirchengemeinden, Wohnquartiere, Nachbarschaften werden unter dieser Perspektive wieder als soziale Netzwerke begriffen, die der Stärkung und Entwicklung bedürfen, um sinnstiftend, hilfreich und tragfähig zu sein. Professionelle Arbeit wie freiwilliges Engagement leisten dazu unter Nutzung der jeweiligen Stärken sich ergänzende Beiträge.

Dieser Beitrag erschien bereits im 3. Quartal 1999 in: Themenheft Gemeindearbeit, Bergmoser + Höller Verlag AG, Aachen.

¹ Pastoralplan für das Bistum Münster, Grundanliegen, S.31



Prof. em. Dr. Werner Springer
Universität Duisburg-Essen
Institut für stadtteilbezogene
soziale Arbeit und Beratung
werner.springer@uni-due.de



Partizipativ-qualitative Bedarfsanalysen

Fachkonzept Sozialraumorientierung

Ohne Übertreibung kann konstatiert werden, dass sich das Fachkonzept Sozialraumorientierung (SRO) in der vergangenen Dekade zu einem der populärsten und zugleich kritisch diskutiertesten Ansätze Sozialer Arbeit etabliert hat. Es findet sich mittlerweile in vielen Fachbüchern, Aufsätzen und Tagungsreadern sowie zugleich in Einrichtungskonzeptionen, Leitbildorientierungen und Weiterbildungsprogrammen der vielfältigen Handlungsfelder Sozialer Arbeit. Das ist einerseits ausgesprochen erfreulich, da dieses Fachkonzept durchaus das Potenzial hat, „viele Probleme der Sozialen Arbeit [...] zu transformieren“ (Kleve 2008,88). Andererseits ist es nicht verwunderlich, dass die Umsetzung in vielen Kontexten sehr unterschiedlich realisiert wird, denn die Anforderungen sind immens. So bleibt festzuhalten, dass nicht überall, wo „Sozialraumorientierung“ drauf steht, auch das Fachkonzept Sozialraumorientierung enthalten ist.

Der Begriff Sozialraumorientierung im Kontext der Sozialen Arbeit wird häufig unscharf, verkürzt und damit uneinheitlich rezipiert. Das mag an der semantisch-begrifflichen Verführung liegen, die stark den Raum fokussiert. Den konzeptionellen Kristallisationskern bildet hingegen ein maßgeblich personenzentrierter, emanzipatorischer Fokus, das heißt, das fachliche Handeln leitet sich sehr stark von den Themen und Interessen der Menschen und ihrem Selbstbestimmungswillen ab. Bei einem so radikal an der Lebensweltperspektive ausgerichteten Handeln wird die Orientierung am Raum quasi zur notwendigen Konsequenz, denn es gilt die durchaus pädagogikkritische Ausgangsthese, dass die Aufgabe Sozialer Arbeit nicht vordergründig im Verändern von Menschen, sondern vielmehr im Gestalten der Lebensbedingungen dieser Menschen liegt, da Menschen sich nur aus sich selbst heraus verändern können.

Fünf zentrale Arbeitsprinzipien

Das sozialräumliche Fachkonzept beinhaltet fünf zentrale Arbeitsprinzipien, welche als fachliche Orientierung gelten:



Abb. 1: Fünf Arbeitsprinzipien der Sozialraumorientierung nach Wolfgang Hinte (Hinte u.a. 2007)

Erstens: Orientierung an den Interessen und am Willen der Individuen

Das erste Prinzip umfasst die „Orientierung an den Interessen und am Willen“ (ebd:45) der Individuen und stellt im Fachkonzept den zentralen Kern dar. Der Wille ist der Energiestrom, der Individuen aktiviert, eine von sich ausgehende zukünftige Veränderung zu erreichen und steht somit in Abgrenzung zu

den in der Praxis oft fälschlicherweise synonym verwendeten Begriffen wie Wunsch, Maßnahme, Bedürfnis, Perspektive und Ähnlichem (Hinte u.a. 2007, 46ff). Der Mensch als Gegenüber wird nicht zum Objekt sozialarbeiterischen Handelns, sondern verbleibt – eigentlich selbstverständlich – in seinem Bürgerstatus eines selbstaktiven Subjektes, das ernst genommen werden muss in seiner je eigenen Wahrnehmung und Gestaltungsfähigkeit.

Zweitens: Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe

Die „Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe“ (Hinte u.a. 2007, 51) stellt das zweite Prinzip dar. Dies meint die Unterstützung der Menschen, ihre eigenen Potenziale zu aktivieren und zu bestärken. Es geht insbesondere darum, herauszuarbeiten, was derjenige selbst tun kann, um seinen eigenen Vorstellungen, seinem Willen im konkreten Alltag ein Stück näher zu kommen. Die Betonung und Beharrlichkeit auf die Selbsthilfepotenziale impliziert weder die Schwächung der sozialstaatlich verbrieften Leistungen noch die Lösung von Problemen, die durch die Adressat/innen¹ weder beeinflussbar noch verantwortbar sind.

Drittens: Konzentration auf die Ressourcen

Damit eng einher geht das dritte Prinzip der „Konzentration auf die Ressourcen“ (Hinte u.a. 2007, 60). Dabei wird

zwischen den Ressourcen der Menschen, den Ressourcen ihrer sozialen Bezüge und denen des Sozialraums unterschieden.

Viertens: Zielgruppen- und bereichsübergreifende Sichtweise

Das vierte Prinzip beinhaltet die „Zielgruppen- und bereichsübergreifende Sichtweise“ (Hinte u.a. 2007, 72). Die fachliche Konstruktion einer Zielgruppe verführt dazu, bestimmte Etiketten zu verwenden, die in der Interaktion mit einem Individuum einerseits nicht passen

und andererseits die Subjekt-Subjekt-Beziehung außer Kraft setzen und verführt zudem, eher etwas für Menschen zu tun statt mit ihnen. Zugleich darf sich Soziale Arbeit in ihrem Agieren in einem Sozialraum nicht von anderen Handlungsbereichen losgelöst bewegen. Die funktionale Zergliederung der lebensweltlichen Bezugssysteme in Aufgabenbereiche, Ämterstrukturen und vieles mehr ist ein lebensweltferner Versuch kommunaler und auch organisationsbezogener Steuerungsprozesse, der durch einen sozialraumorientierten Ansatz nicht reproduziert wird, sondern aufgrund der subjektorientierten Ausrichtung dekonstruiert und in integrativer Kooperation und Koordination als fünftem Prinzip nutzbar gemacht wird.

Fünftens: Kooperation und Koordination

Die Profis stellen sich den lebensweltlichen Anforderungen entsprechend auf, und die Adressat/innen müssen sich nicht anders herum den gegebenen Angeboten anpassen. So kann der Spagat zwischen „Lebenswelt und Steuerung“ (Budde u.a. 2005, 238) durch eine angenäherte und im Ideal professionell abgestimmte Zusammenarbeit die Steuerungskonstruktionen verschiedener Fachbereiche, Verwaltungsämter, Zuständigkeitsbereiche, Handlungsfelder näher mit den lebensweltlichen Realzusammenhängen der Bewohner eines Stadtteils oder einer ländlichen Region zusammenbringen und eine notwendig „ganzheitliche Sichtweise“ (Hinte u.a. 2007, 75) befördern.

Sozialraumorientierung als zukunftsweisende Option

Die Zielstellung und professionsethische Leitlinie gelingender Sozialer Arbeit nach dem Fachkonzept der Sozialraumorientierung liegt in der Ermöglichung eines selbstbestimmteren Alltags der Adressaten. Ausgehend von ihrem je eigenen Anliegen werden die Menschen unterstützt, sich eine Selbstbestimmung zur Bewältigung ihres Lebensalltags (wieder) zu erarbeiten. Die Adressaten Sozialer Arbeit werden als Subjekte in einer demokratischen Bürgergesellschaft verstanden, in wel-

cher sie mit ihren je eigenen Anliegen eine personenbezogene Dienstleistung in Anspruch nehmen.

Der Deutsche Caritasverband (DCV) als ein in allen Handlungsfeldern Sozialer Arbeit wirkender Wohlfahrtsverband befasst sich mit diesem Fachdiskurs seit vielen Jahren. Als aktuellste Essenz verschiedener verbandsinterner sowie externer Diskussionsverläufe wurde durch den DCV in 2013 ein so genanntes Eckpunktepapier „Solidarität im Gemeinwesen – Eckpunkte zur Sozialraumorientierung in der Caritasarbeit“ veröffentlicht. Demnach wird das Fachkonzept Sozialraumorientierung für den Deutschen Caritasverband als eine zukunftsweisende Option diskutiert, um eine solidarische, teilhabeorientierte und inklusive Gesellschaft zu befördern. Eine entsprechende fachliche und organisatorische Weiterentwicklung der verbandlichen Strukturen mit ihren jeweiligen fachlichen Diensten und handlungsfeldbezogenen Einrichtungen bietet wichtige Ansatzpunkte, um aktuellen gesellschaftspolitischen Herausforderungen wie der Integration und Inklusion von benachteiligten Bevölkerungsgruppen, der Überwindung der Folgen von Armut und Ausgrenzung sowie dem demografischen Wandel zu begegnen. Zugleich zeigt das Fachkonzept Sozialraumorientierung auf vielfache Möglichkeiten einer konstruktiven (Mit-

Gestaltung der neuen pastoralen Räume im Zusammenspiel mit der hauptamtlichen Caritas auf. In diesem Kontext erscheinen so genannte sozialräumliche Bedarfsanalysen als eine wesentliche Zugangsweise hin zu den alltagsbestimmenden Themen und Interessen der Menschen vor Ort.

Pastoralraumanalyse

In vielen Diözesen stehen die Pfarreien in ihrem pastoralen Veränderungsprozess vor den Herausforderungen einer Klärung der Ausgangslagen in den jeweiligen Gemeindestrukturen. Entscheidend wird vor der Durchführung einer solchen Sozialraum- oder auch Pastoralraumanalyse, dass diese „Analyse“ selbst in ihrer Konzipierung entlang der Prinzipien des Fachkonzeptes Sozialraumorientierung ausgerichtet wird. So kann neben der reinen Erhebung von Daten zugleich die aktive Einbindung verschiedener Kooperationspartner und zugleich der Bewohner selbst bereits zu einem gestaltenden Prozess werden. Eine sozialräumliche Bedarfserkundung oder Sozialraumanalyse, die entlang des Fachkonzeptes Sozialraumorientierung umgesetzt wird, beinhaltet somit stets mehr als das bloße Sammeln von quantitativen und qualitativen Daten. Eine derart umgesetzte partizipative Sozialraumanalyse impliziert zugleich eine sozialarbeiterische Vorgehensweise der

Beteiligung, Aktivitätseinbindung und kooperativen Vernetzung im Gemeinwesen, gemeinsam mit allen beteiligten Akteuren in einem Gemeinwesen und damit maßgeblich den Bürgern vor Ort.

Abschließend sei auf das Eckpunktepapier des Diözesancaritasverbandes verwiesen, in welchem ein für einen katholischen Wohlfahrtsverband selbstverständlicher Bezug zum Theologischen hergestellt wird: „Die Botschaft vom Reich Gottes zielt nicht allein auf den Glauben des Einzelnen, sondern will auch Gerechtigkeit für die Schwachen und Gedemütigten herstellen. Sie setzt also an der Veränderung des Zusammenlebens und der Verhältnisse an. Das frühe Christentum hat viele Menschen auch deshalb fasziniert, weil es alle Menschen als gleich ansah und keinen Unterschied zwischen ihnen machte (vgl. Gal 3,28 ff.). Die frühen Gemeinden entwickelten ihr diakonisches Handeln und verstanden dies als eine Grundfunktion der Gemeinde.“ (Neher 2011, 40f)

Eine Langfassung des Vortrags finden Sie unter www.bistum-muenster.de/pastoralplan (Stichwort Material / Prozessgestaltung)

¹ Gemeint sind auch nachfolgend jeweils Frauen wie Männer



Prof. Dr. Stefan Bestmann

Katholische Hochschule
für Sozialwesen Berlin

Seit 2009 Gastprofessor für Soziale Arbeit
Seit 2000 in freier Praxis als Sozialarbeitsforscher, Praxisberater und Trainer tätig

stefan.bestmann@eins-berlin.de



Freiwilliges Engagement fördern

Neuer Blick auf das Ehrenamt

„Eigentlich“, so sagt einer der Experten zum Thema bürgerschaftliches Engagement, „haben wir kein Erkenntnisproblem bei der Förderung des Engagements. Wir könnten wissen, wie wir erfolgreich Menschen für unsere Anliegen gewinnen und wie der Rahmen für das Engagement gestaltet sein sollte – wenn sie denn mal dabei sind. Also genügend und passende Freiwillige zu finden, das dürfte gelingen – eigentlich.“

An dieser Behauptung von Prof. Paul-Stefan Roß ist was dran, wenn wir die Ergebnisse der kaum überschaubaren Zahl an Studien registrieren sowie die unendliche Menge an Literatur populärer oder fachlich fundierter Art. Schließlich scheint auch die Praxis des Ehrenamtes dafür zu sprechen: Mehr als 23 Millionen Bundesbürger/innen sind ehrenamtlich oder freiwillig tätig – in

den vergangenen Jahren mit steigender Tendenz. Die Zufriedenheit aller Aktiven scheint insgesamt sehr hoch. Dennoch gibt es Kritisches zu vermelden. Eine eigentlich positive Erkenntnis aus den empirischen Studien kann man auch so deuten, dass doch viele Organisationen verlernt haben, wie heute eine gute Engagementförderung geht. Seit 1999 rechnet uns der so genannte

Freiwilligen-Survey vor, dass es viele Millionen Menschen (37 Prozent) gibt, die sich – zum Teil sogar sehr gerne – engagieren möchten, aber ihren Platz nicht finden. Dazu reklamieren viele Organisationen Nachwuchsprobleme: Ihnen gelingt es kaum noch, neue Freiwillige zu finden, und zugleich verlieren sie einen Teil ihrer Aktiven. Überalterung ist ein gängiges Erklärungsmuster.

Krise des Ehrenamtes?

Vor 20 Jahren dominierte in der Öffentlichkeit das Gefühl, dass sich kaum noch jemand engagieren möchte, und dass es mit dem Ehrenamt bergab gehe. Krisenschlagzeilen gab es zahlreiche: „Den Verbänden laufen die Mitglieder weg“ oder „Wer was umsonst macht, ist verrückt.“ Auch die großen Wochenmagazine befassten sich in ausführlichen Titelgeschichten mit dem Phänomen. Der FOCUS titelte: „Ich! Ich! Ich!“ und „enthüllte“ die Ergebnisse einer großen Umfrage: „Ein Volk auf dem Ego-Trip“. Der SPIEGEL titelte ähnlich: „Die Ego-Gesellschaft“. Eine solche Deutung passte vielen Organisationen gut ins Bild. Alle Versuche, so lautete deren Erklärung, neue Ehrenamtliche zu gewinnen und sie lange zu halten, konnten nur scheitern: Kaum noch einer wolle sich engagieren. Mit dieser Interpretation entlasteten sich die Verantwortlichen davon, sich zu fragen: Warum gelingt es uns nicht mehr, Menschen für unsere Ideen und Anliegen zu gewinnen?

Wer einigermaßen ehrlich mit sich war, konnte allerdings nüchtern registrieren, dass etwa die Zahl der Vereine, in denen sich das meiste Engagement bündelte, zeitgleich immens anstieg. Waren es 1960 noch 88 000 Vereine, sind es heute schon über 600 000 (vor 20 Jahren waren es immerhin schon fast 400 000). Dazu wuchsen neue Ehrenamt-Projekte wie Pilze aus der Erde: Die bekanntesten waren die Hospiz-Gruppen (Gründung 1985 in München) und die Tafeln (Gründung 1993 in Berlin). Zuvor fanden Interessierte ihr passendes Engagement häufig in den neuen sozialen Bewegungen (Frauen, Frieden, Umwelt). Zu den Neugründungen der letzten zwei Jahrzehnte gehörten Gruppen wie beispielsweise Balu & Du, wellcome, Patenschafts- oder Mentoring-Projekte, Fördervereine und vieles mehr.

Strukturwandel des Ehrenamtes

Wer sich nicht mit den Krisendiagnosen zufrieden geben wollte, stellte sich der Frage, ob die Erwartungen von potenziellen Freiwilligen überhaupt noch mit den Erwartungen der Organisationen und den dort engagierten, eher

traditionellen Ehrenamtlichen zusammenpassten. Die Erzdiözese Bamberg beauftragte schon 1996 den Lehrstuhl für Andragogik, das „ehrenamtliche Engagement in den Pfarrgemeinden“ zu untersuchen. Auch wenn die Auto-

» Es gibt in der Bundesrepublik ein gutes motivationales Potenzial für bürgerschaftliches Engagement, aber dieses ist durch vorhandene institutionelle Felder nicht einfach abrufbar.

ren eine „Krise des Ehrenamtes“ nicht bestätigen wollten, beobachteten sie doch neue Trends, auf die sich die Kirche bei der „Gewinnung, Einführung und Begleitung von ehrenamtlich Engagierten“ einstellen sollte:

- von der Verpflichtung zur selbstgewählten, sinnvollen Aufgabe
- vom Hilfsdiener zum gleichwertigen freiwilligen Mitarbeiter
- vom Dienst am anderen zum „eigen-nützigen“ Engagement
- vom einsamen Samariterdienst zum sozialen Erlebnis
- von der einfachen zur anspruchsvollen, qualifizierten Tätigkeit
- vom ausführenden Hilfsorgan zum gestaltenden Ehrenamt
- von der Verbandsaufgabe zur biographischen Passung
- von der Dauerverpflichtung zum zeitbegrenzten Projekt

Traditionelles und neues Ehrenamt

In der Wissenschaft hatte man sich bereits zehn Jahre früher auf die Spur solcher „Krisen“-Phänomene begeben: 1987 beschrieben Thomas Olk und andere den „Strukturwandel des Ehrenamtes“ und fanden bei zahlreichen Merkmalen deutliche Unterschiede in der Art und Weise, wie die Aktiven ihr Mittun verstanden und so auch die Organisation prägten: Die einen brachten eine hohe Bereitschaft zur Akzeptanz der Vorgaben einer Institution und deren verantwortlicher Personen mit – den anderen waren jedoch Werte wie beispielsweise Selbstverwirklichung, Partizipation und Selbstgestaltung wichtig. Letztere erwarteten folglich von ihrer Organisation eine entsprechende Rahmung: Wenn schon Strukturen, dann sollten sie gering

formalisiert und sehr flexibel sein. So kam es zur viel kritisierten Aufteilung in ein „traditionelles“ und ein „neues“ oder „modernes Ehrenamt“.

Die Einstellung zum Engagement hat sich also in den letzten Jahrzehnten

deutlich gewandelt und ausdifferenziert. Die „klassischen“, eher altruistischen Motivlagen („Helfen“ oder „Pflicht“) sind zwar keineswegs ohne Bedeutung, aber mit Helmut Klages und anderen kann resümiert werden, „dass es in der Bevölkerung in den letzten 30 Jahren einen Wandel von insgesamt abnehmenden Pflicht- und Akzeptanzwerten zu insgesamt zunehmenden Selbstentfaltungswerten gegeben hat. Waren früher Gehorsams- und Unterordnungswerte dominant, sind es heute Selbständigkeit und freier Wille.“

Neue Rahmenbedingungen und Unterstützungsformen

Diese Grundorientierung ließ sich auch im praktischen Verhalten von Freiwilligen beobachten. Die so genannten Neuen Freiwilligen verschafften sich das für sie passende Engagement, indem sie sich stufenförmig an eine neue Aufgabe annäherten (oder auch wieder zurückzogen), und sie nahmen dafür längere Reflexionsphasen in Anspruch. Sie beanspruchten eine großzügige Flexibilität in zeitlicher Hinsicht – auch hier fügten sie sich nicht einfach ein. Sicher wünschten sie sich zeitlich begrenzte Mitwirkungsoptionen, was ihrer Lebensplanungssituation eher entsprach, wichtiger war aber, dass sie ihre Zeitsouveränität dabei behalten wollten. Schließlich möchten sie ihr Engagement auch einmal wechseln oder wieder austreten können, ohne sich rechtfertigen zu müssen.

„Es gibt in der Bundesrepublik“ – so resümieren wir mit Heiner Keupp – „ein gutes motivationales Potential für bürgerschaftliches Engagement, aber dieses ist durch vorhandene institutionelle Felder nicht einfach abrufbar, sondern es bedarf neuer Gelegenheitsstrukturen.“

Die motivationale Basis für bürgerschaftliches Engagement hat sich verändert und sie findet in traditionellen Formen der Organisation von ehrenamtlicher Tätigkeit kaum den erforderlichen Resonanzboden. Eine nachhaltige Aktivierung und Förderung bürgerschaftlichen Engagements bedarf neuer Rahmenbedingungen und Unterstützungsformen.“

Freiwilligen-Management?

Wenn auch noch nicht bei allen – aber diese Botschaft ist angekommen: Freiwilliges Engagement braucht eine systematische Förderung und Unterstützung, es braucht ein professionelles Freiwilligen-Management (FRW-M.), um auf all diese Entwicklungen angemessen zu reagieren. Man könnte auch sagen: Ehrenamtliches Engagement fällt nicht mehr von Himmel.

Obwohl es seit mehr als 20 Jahren eine wachsende Zahl an Fortbildungsangeboten zum FRW-Management oder zur Ausbildung von Freiwilligen-Koordinatoren gibt – für viele ist dieser Begriff und das Verständnis, das diesem zugrunde liegt, noch ziemlich fremd. Umso mehr ist es notwendig, sich diesen Erkenntnissen und Erfahrungen zuzuwenden. In Ländern, in denen erfolgreich freiwilliges Engagement praktiziert wird, gibt es ein gelingendes FRW-Management, etwa in den USA und bei unseren Nachbarn in den Niederlanden. Selbst in unserem Land belegt Thomas Klie aus Freiburg den Nutzen eines solchen Vorgehens in einer empirischen Untersuchung: „Einrichtungen mit einem Konzept und einer personellen Ressource als Beauftragte für Bürgerschaftliches Engagement können einen deutlich größeren Freundes- und Helferkreis vorweisen.“

Freiwilligen-Koordinatoren

Für das Gelingen von freiwilligem Engagement in Organisationen braucht es in Zukunft Personen, die sich fachlich und menschlich um dieses Gelingen besonders kümmern. Die Rede ist von Freiwilligen-Koordinatoren. Auch hier können wir den Stoff für diese Kernforderung aus Umfragen beziehen, wie etwa dem letzten Freiwilligen-Survey: „Angemessenes Management freiwilligen Engagements heißt heute, Engagierten

in Vereinen, Organisationen und Einrichtungen Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner zur Seite zu stellen, die sich um ihre Fragen, Anregungen oder Wünsche kümmern.“ Sie sind es letztlich, die für die qualifizierte Umsetzung des FRW-Managements grundsätzlich („strategisch“) und praktisch („operativ“) verantwortlich sind. Sie sind es auch, die ein für dieses Thema angemessenes Bild vom FRW-Management repräsentieren: Es geht nicht um die „Instrumentalisierung“ von Menschen, quasi um ein intransparentes betriebswirtschaftlich fundiertes Handeln zur besseren „Engagementverwertung“, sondern – ganz im Sinne eines niederländischen Verständnisses – um die Ermöglichung von Beteiligung und die Bereitstellung von Ressourcen und Rahmen – „facilitieren“ sagen unsere Nachbarn dazu.

Unverzichtbarer Perspektivenwechsel

Der „Treiber“ im „klassischen“ FRW-M. war bisher von dem Interesse geleitet, für die eigenen Ziele FRW zu suchen, zu finden und möglichst lange zu binden. Gefragt wurde: Was, wen und wie viele Ehrenamtliche brauchen wir, und wie sollen sie sein, damit sie zu uns passen, welche Fähigkeiten und Eigenschaften sollen sie mitbringen. Man suchte sich Personen, die zur Organisation (zur Gruppe) passen und unterstellte bei Neuen eine hohe Akzeptanz – man erwartete also eine Anpassungsbereitschaft. Diese Herangehensweise wird auf Dauer nicht mehr funktionieren. Die Leitfrage der Zukunft lautet geradezu umgekehrt: Was benötigt der Freiwillige, um sich für die Ziele unserer Organisation zu engagieren. Dies ist aus unserer Sicht ein – mehr als erforderlicher – Perspektivenwechsel. Dieses Alternativmodell ist ambitioniert und stellt höchstwahrscheinlich so manche Praxis auf den Kopf: Organisationen denken und handeln vom potenziellen Freiwilligen aus. Seine Fähigkeiten, Wünsche und Interessen werden zum Leitmotiv.

Zu Beginn haben wir Prof. Dr. Paul-Stefan Roß zitiert, aber seine Aussage noch nicht vollständig wiedergegeben: „Bei der Förderung von freiwilligem Engagement gibt es eigentlich keine

Erkenntnis-, sondern eher Umsetzungsprobleme.“ Er markiert damit sicher die beiden größten Herausforderungen des Freiwilligenmanagements: nämlich die eigene Organisation „freiwilligentauglich“ aufzustellen und die Talente und Leidenschaften der Freiwilligen selbst zum Leit- und Gestaltungsprinzip ihres Engagements zu machen.



Heinz Janning

OptionBE - Beratungsgesellschaft mbH für
Bürgerengagement
heinzjanning@optionbe.de



Seelsorge und Einkaufsstüten

Wie Caritas in Oldenburg pastorale Räume (er)öffnet

Wer sich in Oldenburgs Norden zum ersten Mal auf den Weg zum Caritas - „Seniorentreffpunkt im Pavillon“ macht, mag sich über den ungewöhnlichen Standort am Rande des Parkplatzes eines großen Famila-Einkaufsmarktes wundern. Dort, wo früher Kunden am Bankautomaten Geld abheben konnten, kommen jetzt alte und ältere Menschen auf einen Klönschnack, eine Tasse Kaffee, einen spannenden Spielenachmittag, zu Bewegungsangeboten oder zu einem Internetkurs zusammen. Spontane Gäste sind genauso willkommen wie Stammgäste des täglichen „Offenen Cafés“. So treffen Rita Schute (Landescaritasverband Oldenburg, Gemeindecaritas) und Marén Feldhaus (Offizialat, Sachbereich 60plus) auf eine freundliche Atmosphäre und werden von den Besuchern herzlich begrüßt. Beide sind zum Gespräch mit Vanessa Koehn, Leiterin des Treffpunktes, und Guido Pering, Geschäftsführer der Caritasstiftung Oldenburg, verabredet.

Marén Feldhaus: Der Seniorentreffpunkt im Pavillon ist ein besonderer Stadtteil-treff. Vor allem ist es dieser Standort, eine ehemalige Bankfiliale der Oldenburgischen Landesbank, der überrascht. Zum anderen sind es die beteiligten Partner, der Famila-Markt und die Stadt Oldenburg, die dieses Projekt unterstützen. Für ein Projekt mit kirchlichem Hintergrund sind derartige Kooperationen selten. Wie ist es dazu gekommen, gerade hier dieses Projekt umzusetzen?

Guido Pering: Als im Jahr 2011 die Nutzungsfrage dieses Gebäudes neu gestellt wurde und Famila dabei auf der

Suche nach einem interessanten sozialen Projekt war, haben wir uns mit dem Konzept „Seniorentreffpunkt“ beworben. Wir haben den Zuschlag erhalten und damit wirklich einen spannenden Ort für unser Projekt. Von Seiten der Caritas versuchen wir grundsätzlich, Orte zu finden, an denen wir die Menschen erreichen. Dabei denken und handeln wir immer gemeindeorientiert. Für mich ist diese Verbindung von Caritas und Pfarrei selbstverständlich, und ich verstehe beide als Einheit.

Rita Schute: Welche Rolle spielte die Stadt bei dieser Entwicklung?

Guido Pering: Die kam erst viel später ins Spiel. Erstmal ging es darum, diese Räume zu sichern und auszustatten. Gut war, dass wir mit Famila bei den Umbaufragen mitreden konnten. Schließlich bezahlen wir hier Miete, zwar unter dem ortsüblichen Niveau, aber wir sind damit Verhandlungspartner auf Augenhöhe und konnten dadurch auch Anliegen hinsichtlich des Umbaus äußern. Und Famila kann mit dem bekannten „f“ in unserem Logo zudem in besonderer Weise auf sein Sponsoring hinweisen. Doch mit einem gut umgebauten Pavillon und einer gemütlichen Einrichtung allein lässt sich so ein Projekt nicht umsetzen.

Natürlich stellte sich uns auch die Frage nach Personal, und mit dieser Frage haben wir uns an die Stadt gewandt. Für die Stadt Oldenburg hatte dieses Projekt eine wesentliche Bedeutung, weil hier im Norden noch kein Treffpunkt für ältere Menschen eingerichtet wurde – zu einem Zeitpunkt, an dem aber im übrigen Stadtgebiet bereits drei Projekte von anderen Wohlfahrtsverbänden gefördert wurden. Nach der Konzeptvorstellung in den politischen Gremien hat also auch unser Projekt die befristete Förderzusage für eine Personalstelle Sozialarbeiterin / Sozialpädagogin mit einem Umfang von 25 Stunden erhalten.

Vanessa Koehn: Wir sind übrigens der einzige Seniorentreffpunkt in einem

» Orte der Begegnung kann man sicherlich auch ohne Gemeinorientierung aufbauen. Aber die Idee war ja, das hier miteinander zu verbinden.

Stadtteil, der mit dem Angebot „Offenes Café“ täglich geöffnet hat. Das war von Anfang an ein wichtiges Anliegen dieses Projektes, und wir versuchen, das so lange wie möglich beizubehalten. Damit sichern wir Verlässlichkeit und Kontinuität. Darüber hinaus gibt es natürlich noch viele weitere Angebote und Veranstaltungen.

Rita Schute: Wie diese Angebote angenommen werden, ob und wie die Zielgruppen auf ein solches Projekt zugehen, hängt auch davon ab, wie gut es in den jeweiligen Stadtteil mit seiner Bevölkerungsstruktur und seinen Besonderheiten passt. Wie wurden diese Faktoren bei der Planung berücksichtigt? Gab es vielleicht sogar andere Herangehensweisen aufgrund des kirchlichen Hintergrundes?

Guido Pering: Zunächst haben wir hier im Norden der Stadt die höchste Steigerung der Alterspopulation 65plus, aus der wir einen hohen Bedarf nach einem Stadteiltreff abgeleitet haben. Für uns war aber auch ausschlaggebend, dass Caritas hier über die Pfarrei St. Marien immer gut präsent war. Gerade in den

Anfangszeiten waren die daraus resultierenden Kontakte sehr wertvoll. Man konnte sich einfach. Viele Gemeindeglieder haben sehr schnell Anteil genommen und kreativ mitentwickelt. Die Vorgängerin von Frau Koehn konnte ihre Aufbauarbeit auch deshalb so gut leisten, weil sie, aus der Jugendarbeit der Pfarrei kommend, stabile Beziehungen im Stadtteil und zur Pfarrei hatte. Wir hatten hier einfach optimale Voraussetzungen.

Marén Feldhaus: Dann hätte der Seniorentreffpunkt doch auch gut in einem Pfarrheim eingerichtet werden können?

Guido Pering: Ich bin mir sicher, dass wir mit dem Pavillon die bessere Wahl

getroffen haben. Wir haben einen offenen pastoralen Raum geschaffen, außerhalb der kirchlichen Räume. Ich habe es eingangs schon erwähnt: Ziel von Caritas in meinem Verständnis ist es, Räume für Menschen zu schaffen, die nicht an Konfessionen, Kirchen oder Gemeindehäuser gebunden sind. Viele unserer Gäste und Besucher würden in das Gemeindehaus St. Marien nicht kommen, so wie sie übrigens auch nicht in ein evangelisches Gemeindehaus gehen würden. Hier ist neutraler Boden, hierher kommen Menschen, die wir an anderen kirchlichen Orten nicht mehr erreichen. Von daher passt das für mich wunderbar zusammen mit dem gesamten Stadtpastoralkonzept. Wenn Sie so wollen, kann der Seniorentreffpunkt als kleiner Satellit der pastoralen Idee des Forums St. Peter verstanden werden.

Rita Schute: Lassen Sie uns auf diesen Punkt näher eingehen. Die guten Beziehungen zwischen der Caritas und der Pfarrei haben für einen fruchtbaren Boden gesorgt. Es wurde von allen mitgetragen – hätte dieses Projekt auch ohne diese Bedingung funktionieren können?

Guido Pering: Orte der Begegnung kann man sicherlich auch ohne Gemeinorientierung aufbauen. Aber die Idee war ja, das hier miteinander zu verbinden. Natürlich sind wir kein organisatorischer Teil von St. Marien, sondern eigenständig. Doch wir haben von der Idee her eine Zugehörigkeit und versuchen, vieles gemeinsam zu machen und uns gegenseitig zu unterstützen.

Vanessa Koehn: Gerade im Alltag ist das sehr hilfreich. Wir haben zum Beispiel der Männerskatrunde der Pfarrei während der Umbauphase des Pfarrheims unkompliziert helfen können, indem sie unsere Räumlichkeiten genutzt hat. Auf der anderen Seite haben die Jugendlichen aus der Pfarrei ein Wochenende lang hier die Begrenzungspfähle eingesetzt, sodass wir jetzt einen Außenbereich haben. Eine Pastoralreferentin, Sr. Innocentia, hält kurze Besinnungen in der Advents- und Osterzeit, die Veranstaltungen des Pavillons erscheinen jeden Sonntag in den kirchlichen Nachrichten und vieles mehr. Wir nutzen einfach die kurzen Wege zur gegenseitigen Hilfe, die es zwischen dem Pavillon und der Pfarrei gibt.

Marén Feldhaus: Sie haben schon die Angebote und Veranstaltungen erwähnt. Schaut man sich hier um oder liest das Veranstaltungsprogramm, ist eine ganze Menge los. Was, glauben Sie, zieht die Menschen besonders an?

Vanessa Koehn: Kontakt und Begegnung. Viele unserer Gäste sind alleinstehend und wären sonst den ganzen Tag allein zu Hause. Viele sagen, dass der Bekanntenkreis ausstirbt. Hier gibt es einfach die Möglichkeit, neue Leute kennen zu lernen oder zu treffen, mit gleichen Interessen oder in ähnlichen Lebenslagen. Und es ist immer ein Ansprechpartner vor Ort, der bei Problemen oder Sorgen ein offenes Ohr hat. Dieses Bedürfnis darf man nicht unterschätzen. Wenn dann noch die Geselligkeit beim Kaffeetrinken oder am Spielenachmittag dazukommt, ist das ein weiterer Pluspunkt. Information und Bildung sind zudem ein wichtiger Bestandteil in unserem Veranstaltungsprogramm.

Eine Ernährungs- mit entsprechender Einkaufsberatung konnten wir beispielsweise gemeinsam mit dem Familarmarkt organisieren. Für Vorträge werden Fachleute eingeladen, die auch neue Gäste in den Pavillon ziehen.

Rita Schute: Gibt es neben der Teilnahme am Programm auch Möglichkeiten für Interessierte, sich ehrenamtlich einzubringen, aktiv mitzugestalten?

Vanessa Koehn: Klar, ich bin dafür auch sehr dankbar. Der Seniorentreffpunkt kann auf einige wirklich tolle ehrenamtlich Engagierte zählen. Wenn ich zum Beispiel eine andere Verpflichtung habe, wird der Betrieb des „Offenen Cafés“ von einer Ehrenamtlichen übernommen. Auch so manches Angebot würde ohne ehrenamtliche Unterstützung nicht im Programm stehen. Allerdings ist eine hauptamtliche Unterstützung wichtig, allein schon wegen des fachlichen Knowhows in den Beratungssituationen.

Guido Pering: Umso dringlicher stellt sich uns die Frage nach der weiteren Finanzierung über die städtische Förderung hinaus. Aber auch da wird uns gemeinsam eine Lösung einfallen – das Thema und das Anliegen der Senioren ist einfach für alle Beteiligten viel zu wichtig.

Rita Schute: Die Finanzierung ist eines der größten Fragezeichen eines sozialen

Projektes, und doch gehört noch mehr dazu, damit ein solches Projekt erfolgreich ist. Wenn es auch ein Modell für andere Initiativen sein soll, was bräuchte es aus Ihrer Sicht und mit Ihren Erfahrungen mindestens an Rahmenbedingungen?

Guido Pering: Die Rahmenbedingung muss so sein, dass ein, ich nenne es mal so, kirchlich barrierefreier Zugang gewährleistet ist. Es muss die Möglichkeit gegeben werden, dass Menschen ohne eine Zweckbindung zusammenkommen können. Um wirklich Menschen zu erreichen, zu versammeln, um ihnen Kraft zu geben, muss diese Voraussetzung, so glaube ich, tatsächlich da sein – zumindest im städtischen Kontext.

Vanessa Koehn: Ja, die Offenheit ist wichtig. Auch hier gab es anfänglich Hemmschwellen, und Leute haben gefragt, ob sie auch reinkommen könnten, wenn sie nicht katholisch sind. Gott sei Dank hat sich schnell herum gesprochen, dass das selbstverständlich ist und jeder willkommen ist – das wäre vielleicht nicht so zügig gegangen, wenn der Treffpunkt im Pfarrheim gewesen wäre.

Guido Pering: Dann ist die angesprochene Begegnung, der Austausch, die Hilfestellung bei konkreten Problemen und das offene Ohr auch eine ganz natürliche Form der Seelsorge.

Rita Schute: Wenn Sie mit einem Bild

den Treffpunkt beschreiben müssten, welches Bild würden Sie wählen?

Vanessa Koehn (denkt ein paar Augenblicke nach): Ich finde, dass das Bild dieses Hauses, des Pavillons am besten passt: ein rundes Gebäude, von allen Seiten einsehbar durch die umlaufende, große Fensterfront – für alle transparent und zugänglich. Von innen stören keine dicken Wände, vielmehr ermöglichen die Fenster eine gute Sicht auf das alltägliche Treiben – jeder ist hier mittendrin und dabei.

Rita Schute und Marén Feldhaus: Ein schöner Schlusspunkt – vielen Dank für das Gespräch und dem „Seniorentreffpunkt im Pavillon“ weiterhin viel Erfolg!

KONTAKT

Guido Pering
Caritasstiftung Oldenburg
info@caritas-ol.de

Vanessa Koehn
Senioren-Treffpunkt im Pavillon
koehn@seniorentreffpunkt-im-pavillon.de



Rita Schute
Landescaritasverband Oldenburg
Fachberatung Gemeindec Caritas
Schute@lcv-oldenburg.de



Marén Feldhaus
Bischöfliches Münstersches Offizialat
Sachbereich 6oplus
maren.feldhaus@bmo-vechta.de



Wo es wehtut

Kreuzweg der etwas anderen Art im Ruhrgebiet

Die erste Station des Kreuzweges: Eine Fahrradklingel, eine Steckdose und ein Klumpen schwarzer Kohle hängen neben anderen Dingen an dem Kreuz im Eingang des Arbeitslosenzentrums an der Hermann-Löns-Straße in Herne. Jedes ein Symbol für eine untergegangene Firma, die geschlossene Zeche. Immer wieder hier reingehen zu müssen, die Hoffnungen auf eine neue Arbeitsstelle nach und nach aufgeben zu müssen, reißt jedes Mal Wunden auf.

Anlagepunkt

Der „Anlagepunkt“ ist der erste von sechs „wundPunkten“, des „Kreuzweges der etwas anderen Art, der Glauben auf den Punkt bringt“. So haben die Initiatoren ihn genannt und sind ihn in Herne, Wanne-Eickel und Castrop-Rauxel gegangen. Am Bunker haben sie Wohnungslose getroffen, Familien vor einer geschlossenen Schule, Sterbende im Hospiz zum Abschluss. Kirche mitten im Leben, bei den Menschen mit ihren Sorgen und Nöten, war die Idee, die in der Dekanats-

konferenz Emschertal gemeinsam mit den Caritasverbänden Castrop-Rauxel und Herne geboren und ausgesponnen wurde.

wundPunkte

Sechs wundPunkte zogen „erstaunlich viele Menschen an“, sagt Silvia Engemann, Caritaskoordinatorin in Castrop-Rauxel. Beim ersten Mal mit zwölf Teilnehmern noch nicht, aber an der Friedrich-Harkort-Schule im Castroper Stadtteil Merklinde sind es schon fast 50,

abgeschlossen wird mit 80. Vor allem aber hat diese neue Form, „die nicht den gewohnten Kreuzweg in der Kirche ersetzen soll“, so Engemann, viel Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit erzeugt.

tiefPunkt

Und die eine oder andere ungeplante Bereicherung. Am Bunker Lönsstraße in Castrop-Rauxel, dem „tiefPunkt“, begegnen die Teilnehmer einem Wohnungslosen, der aus seinem Leben auf der Straße berichtet. Ein kritischer Blick

auf politische Hintergründe sozialer Not, der die Teilnehmenden auch „etwas irritiert“, sagt Engemann, wird an diesem Ort von einem ehemaligen Mitarbeiter der Drogenberatungsstelle geworfen. Das ist nicht unbeabsichtigt. Kirche positioniert sich und zeigt, wofür sie da ist. Das ist für Engemann und ihre Mitorganisatoren die Idee. Sie haben sich darauf gut vorbereitet, Pfarrer Franz Meurer und seine Sozial-Pastoral in Köln besucht und sich bei der City-Pastoral in Bielefeld umgeschaut. Jeder wundPunkt ist unter ein biblisches Motto gestellt, und die liturgischen Texte stellen die Verbindung zur sozialen Wirklichkeit her.

drehPunkt

Zum Beispiel am „drehPunkt“, der unter dem Motto „Jesus begegnet den weinenden Frauen“ steht. Die Friedrich-Harkort-Schule war im ohnehin benachteiligten Stadtteil Merklinde ein Kristallisationspunkt gemeindlichen Lebens. Im Sommer 2013 wurde sie geschlossen, die Wunde ist noch frisch. Über weitere Wege müssen die Kinder jetzt nach Obercastrop. Dabei musste Merklinde schon über Jahre Verluste auch im kirchlichen Leben verkraften. Die Pfarrerstelle in der Gemeinde ist vor einiger Zeit nicht wieder neu besetzt worden, die Caritas-Konferenz nach der Erkrankung ihrer Vorsitzenden nicht mehr präsent. Jetzt zeigt Kirche mit dem wundPunkt wieder Flagge. Frauen und Familien sind das Thema, das der Leiter des Jugendhilfezentrums, Norbert

Köring, und Diakon Christoph Gladisch an diesem frühen Abend ansprechen. Es geht nicht nur um die Schule, es geht auch um die Öffnungszeiten der Supermärkte, in denen die Mütter bis 22 Uhr arbeiten und damit in ihren Familien fehlen. Gladisch verabschiedet die Kreuzwegler mit der Bitte: „Geht nicht zu spät einkaufen!“ Die wundPunkte wurden bewusst um 17.30 Uhr angeboten, um auch Berufstätigen eine Chance zu geben. Begrenzt waren sie auf 30 Minuten, um nicht das gemeinsame Abendessen in den Familien zu gefährden.

Die wundPunkte haben nicht nur viele Menschen von Kirche überraschen können und vielleicht auch den einen oder anderen erreicht, der sich von ihr entfernt hat. Auch innerkirchlich hat diese neue Form des Kreuzweges Spuren hinterlassen: „Das Dekanat ist zusammengerückt“, spürt Silvia Engemann. Das Gleiche sei mit den Ehrenamtlichen geschehen. Natürlich hat es auch die Zusammenarbeit zwischen Caritas und Pastoral befördert. Die zwangsweise Zusammenlegung der Dekanate Castrop und Herne durch das Erzbistum Paderborn zum Dekanat Emschertal sei bislang nicht überwunden, die „Mauer hoch“. Da helfen Aktionen wie die wundPunkte, sie zu überwinden, auf Dauer vielleicht einzureißen.

Die wundPunkte waren etwas ganz Besonderes, und so eindrücklich wie beim

ersten Mal wird sich dieser Kreuzweg nicht wiederholen lassen. Das ist den Organisatoren klar. Aber einmalig soll er nicht bleiben. Angedacht ist, ihn alle zwei Jahre im Wechsel mit der Aktion „1 Million Sterne“ von Caritas international anzubieten. Wobei die Kerzen für Million Sterne reihum in den drei Städten Herne, Castrop-Rauxel und Wanne-Eickel angezündet werden sollen.

mittelPunkt

Durch die Fußgängerzone von Wanne-Eickel trugen Silvia Engemann und Mitinitiatorin Mechthild Greifenberg nach dem mittelPunkt das Kreuz zurück, das sie an alle wundPunkte begleitet hatte. „Zu zweit haben wir uns richtig stark gefühlt“, erzählt Engemann: „Das war ein Teil von uns und unserer Aktion.“ Erstaunte Blicke begleiteten sie und der Hinweis: „Bis nach Jerusalem ist es noch ein weiter Weg.“

KONTAKT

Silvia Engemann

Caritaskoordinatorin Castrop-Rauxel
s.engemann@caritas-castrop-rauxel.de

Mechthild Greifenberg

Caritaskoordinatorin Herne/Wanne-Eickel
m.greifenberg@caritas-herne.de



Harald Westbeld

Caritasverband für die Diözese Münster
 Öffentlichkeitsarbeit
westbeld@caritas-muenster.de



Hat Gott nicht die Armen der Welt auserwählt? (Jak 2,15)

Gasthaus und Gastkirche in Recklinghausen

Da kündigt sich in der Weltrealität etwas von „einem neuen Himmel und einer neuen Erde“ an. Hin und wieder kann man ihm noch begegnen: dem Aufkleber mit der provozierenden Aufschrift „Eure Armut kotzt mich an.“ Hier hat sich – in florierender Wirtschaftssituation – das Lebensgefühl einer bestimmten gesellschaftlichen Ebene Ausdruck verschafft. Mit diesem „leicht flotten“ Ausspruch wird nicht nur der Ausschluss von Menschen festgeschrieben, sondern Menschen erfahren eine Wertung, die dem gleichkommt, was Papst Franziskus im Schreiben über die Freude des Evangeliums als Festlegung auf „Müll und Abfall“ einer Gesellschaft beschreibt. (Evangelii gaudium,53)

Diese Haltung der Verachtung und damit des Ausschlusses von Armen in unserer Gesellschaft drückt sich vielfach aus – und nicht selten tut sich auch unsere bürgerliche Kirche mit dem Anliegen Jesu im Horizont der Seligpreisungen und des Akzents von Jakobus schwer.

*„Hier kannst Du sein
mit dem, was Du bist,
mit dem, was Du mitbringst,
mit dem, wovon Du träumst.
Wisse Dich eingeladen von diesem Ort
und von den Menschen,
die dort zusammenkommen.
Hier ist Gottes offene Tür.“*

So lädt die Gastkirche in Recklinghausen Menschen – unabhängig von Weltanschauung, Nation und sozialer Stellung – ein. Wir versuchen, inmitten der Altstadt von Recklinghausen, etwas von der Atmosphäre und Realität zu leben, die die Zugangsmöglichkeit nicht im Ansehen der Person, sondern in der christlichen Geschwisterschaft und der besonderen Liebe Gottes zu den Armen sieht.

Gastkirche und das daneben liegende Gasthaus haben in Recklinghausen eine lange Geschichte. Die Gründung ist verbunden mit der mittelalterlichen „Armutsbewegung“ im Kontext der

zunehmenden Städtebildungen. Unser Ort wurde im Mittelalter als „Armen- und Pilgerspital zum hl. Geist“ Ende des 14. Jahrhunderts von Bürgern der Stadt Recklinghausen gegründet. Und seit über 600 Jahren ist dieser Ort in diesem Sinne nun schon ununterbrochen eine offene Tür für Menschen – besonders eben in spiritueller „Suchwanderschaft“ (Pilger) und in Armut.

Recklinghausen, eine Stadt mit 120 000 Einwohnern, hat viele Facetten: Festspielstadt, Kreiszentrum und vielfacher Verwaltungssitz, Einkaufszentrum und Stadt mit langer – nun vergangener – Bergbaugeschichte. Jeder vierte Erwerbsfähige ist im Stadtteil Süd von Arbeitslo-

sigkeit betroffen, über 17 000 Mitbürger erhalten soziale Transferleistungen. Recklinghausen ist als Ruhrgebietsstadt vom Wandel gekennzeichnet.

Während in mittelalterlicher Zeit die Primärsorge den zwölf armen Bewohnen galt, hat sich in der Neuzeit dieser Kreis geweitet. „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten“ (Gaudium et spes) haben hier einen Ort mit einer täglich offenen Tür für alle, die angesprochen sind. Diese konziliare „Erweiterung“ entspricht auch eher der gewandelten Realität von Stadt heute.

Zu uns kommen Menschen, die religiös und spirituell auf der Suche sind oder nach einer neuen Verbundenheit von Engagement und Kontemplation suchen – einer der verfassten Kirchen angehörend oder nicht, einer anderen Religion angehörend oder „glaubenslos“. Diese Zeitgenossen suchen insbesondere unsere Gastkirche mit dem Citypastoralangebot auf.

Die offene Tür des Gasthauses wird vornehmlich von Mitmenschen aufgesucht und angenommen, die vom gesellschaftlichen System oder persönlichen Leben zermürbt worden sind: Menschen, deren Arbeitskraft und Gaben nicht mehr gefragt sind; Menschen die alleingelassen sind, und / oder um die man einen Bogen macht, weil sie psychisch krank sind; Menschen, die eine Geschichte durchlebt haben, sodass sie zu Suchtmitteln gegriffen haben, um das Leben überhaupt noch aushalten zu können und nun im Kreislauf der Sucht gefangen sind; Menschen, die durch die Erfahrung von Tod wie „verstört“ sind und sich selbst und der Mitwelt fremd geworden sind – als Trauernde.

Allerdings – und das ist eine schöne Weise der Weiterexistenz der mittelalterlichen Sicht einer Einheit von Gasthaus und Gastkirche, von Leib und Seele (von Existenz und Spiritualität, würde man heute sagen) die Bereiche „durchlappen“ sich, sind durchlässig und stehen immer wieder in Verbindung miteinander. So

wird real erfahrbar, dass der Tisch des täglichen Brotes zutiefst verbunden ist mit dem Tisch der Eucharistie – und die Gemeinschaften am einen wie am anderen Ort miteinander zu tun haben. „Christinnen und Christen können nicht das Brot am Tisch des Herrn teilen, ohne auch das tägliche Brot zu teilen.“ (Pastoralplan für das Bistum Münster, 2013 – Option für eine dienende Kirche)

Ein vielfältiges Angebot, das sich immer wieder verändert durch neue Fragestellungen, Nöte und Herausforderungen, versucht, dem Leben der Menschen, besonders der Armen und Bedrängten, zu dienen: Gefängnisgruppe, Gräberpflege, Hartz-IV-Gruppe, Flüchtlingskreis, Gesprächsdienst „Offenes Ohr“, Trauergruppen, Aids-Gruppe, Bibelgespräch, Kleiderkammer, Netzwerk Grundeinkommen, Eine-Welt-Engagement, all das sind Elemente, die in ihrer Umsetzung durch das Engagement vieler Ehrenamtlicher in Zusammenarbeit mit Betroffenen und dem Hausteamblock ermöglicht werden. Dabei ist es uns wichtig, die Menschen anzunehmen, wie sie sind und was sie mitbringen – und mit ihnen auf Augenhöhe unterwegs zu sein. Es gibt keine Nachfrage nach Herkunft, Religion oder sonstiger Einstellung: Die Tür ist für alle offen – so wie sie da sind und kommen. „Geliebt wirst Du einzig, wo schwach Du dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren.“ (Th. Adorno)

Wichtige Ecksteine sind für uns „gelebte Gastfreundschaft“ und „Respekt“. Dafür ein Beispiel: Es sammelt sich nicht nur Tag für Tag bei uns im Haus ein „bunter Tisch“ um Frühstück und Mittag. Vor zwei Jahren haben wir erstmals einen „Recklinghäuser Tisch für alle“ initiiert, der unter der Überschrift: „RE-spekt – für Miteinander und gegen Ausgrenzung“ stand. Dieser Tisch „der Stadt RE(cklinghausen)“ versammelte dann tatsächlich die obdachlosen Freunde von der Straße, Nachbarschaften, Menschen mit Behinderung und ohne, Inländer und Ausländer, Menschen mit Migrationshintergrund und ohne, unterschiedlichste politische Parteien und Mitglieder unterschiedlicher Religionen:

Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt. Friedlich teilte man am langen Tisch – auf der für den Straßenverkehr gesperrten Wallstraße Recklinghausens – den mitgebrachten Kaffee und Kuchen mit den Mitmenschen rechts und links. Der eine war beim anderen Gast und umgekehrt. Das war ein bewegendes Erleben, und im Nachhinein würde ich sagen: Es lag der „Geschmack“ vom Jakobusbrief in der Luft.

Mir scheint es in einer zunehmend segmentierten und differenzierten Gesellschaft eine große Chance unserer biblischen Tradition zu sein, Brücken zu bauen, Welten zu eröffnen – Menschen miteinander in Beziehung zu bringen, die ansonsten eher nebeneinander her leben, manchmal sogar gegeneinander leben. Es hat so viel Befreiendes und wirklich Menschliches, und damit sind wir beim Kern des Jakobusbriefes, der Jesu Frohe Botschaft auf gemeinschaftliches Miteinander hin konkretisiert und mit echtem Leben füllt ... mit Lebensfülle eben.

Wir hoffen, dass unser kleiner Ort – an dem auch nur mit Wasser gekocht wird – dem einen oder der anderen durch die Erfahrung von christlicher Gastfreundschaft und von Respekt im Sinne jesuanischer Wertschätzung (Auf-)Leben in neuer Weise eröffnet und Mut erwachsen lässt, gegen Verachtung und Ausschluss aufzustehen. Wo es gelingt – und das dürfen wir immer wieder erfahren –, hat das zu tun mit dem realen Erleben eines „neuen Himmels und einer neuen Erde“.



Pfarrer Ludger Ernsting
Gastkirche Recklinghausen
ludger.ernsting@gastkirche.de



Treffpunkt Friedhof

Manchmal wird gelacht, manchmal wird geweint

Der Name irritiert: Treffpunkt Friedhof? „Das soll er auch“, sagt Andreas Roland. Kein Sehnsuchtsort zweifelsohne, aber ein Ort, den viele Menschen besuchen und immer wieder aufsuchen. Wo sie trauern und Halt suchen, wo ein Gespräch helfen kann. Wenn viele Menschen nicht mehr in die Kirche kommen, manche mit ihren schlechten Erfahrungen gemacht haben und nichts mehr mit ihr zu tun haben wollen, dann „bieten wir hier als Kirche eine Begegnungsmöglichkeit an“, skizziert der Pastoralreferent in St. Peter Recklinghausen, mit einem Arbeitsschwerpunkt im Stadtteil Hochlarmark.

Treffpunkt ist der schon länger seitlich am Hauptweg direkt gegenüber der Friedhofskapelle stehende offene Pavillon auf dem Waldfriedhof. Zwei Bänke stehen darin, die eine vor Regen und Sonne schützende Sitzmöglichkeit bieten. Einmal im Monat, immer am ersten Donnerstag, kommen zwei Ehrenamtliche hierher, haben vorher Kaffee gekocht, holen sich Tassen und bringen einen Alu-Klapptisch aus dem nahen

Pfarrheim mit. Jeder Vorbeikommende ist willkommen, sich einen Moment oder auch länger zu setzen.

Eine einfache Idee, zu der sich die Kirchengemeinde und die Caritas Recklinghausen zusammengefunden haben, und doch noch so selten, dass sie gleich mit einem der Preise beim Domjubiläum im Sommer 2014 ausgezeichnet worden ist. Die 750 Euro Preisgeld bieten

jetzt neue Perspektiven, „denn so viel Kaffee können wir gar nicht kochen“. Stattdessen denken Andreas Roland und Ingrid Schulz vor der Wülbecke von der Gemeindec Caritas über einen Ausflug nach Willich bei Neuss als kleines Dankeschön für die Ehrenamtlichen nach.

Denn die Idee zum Treffpunkt Friedhof stammt aus Lohne und eben aus Willich, wo sich das Angebot inzwischen so

etabliert hat, dass es als Friedhofscafé in einen Container gezogen ist. Angestoßen hat das Projekt noch Rolands Vorgängerin Maria Peters. Ohne langes Nachdenken nach der Devise: „einfach mal machen“. Was soll auch schon passieren ohne Investitionen? Der Erfolg gibt diesem Ansatz Recht: Gleich ein Dutzend Interessierte kamen auf den ersten Aufruf hin. Sie wollten ehrenamtlich dabei sein.

Auch die Besucherzahl bleibt seit dem Start im Sommer vergangenen Jahres ziemlich konstant. Gleich beim ersten Mal waren es zehn, „obwohl es wie aus Eimern geschüttet hat“, erinnert sich Ingrid Schulz vor der Wülbecke. Im Winter

Seidowski, Freiwillige der ersten Stunde. Sie sei ein „Hochlarmarker Mädchen“, habe immer hier gelebt, und ihre Eltern und Schwiegereltern seien auch auf dem Waldfriedhof begraben. „Wir können unseren Gästen das Gefühl geben, dass sie nicht allein sind.“

Andreas Roland sieht es aus Kirchensicht. „Wir leben Kirche auf dem Friedhof und machen Kirche hier erfahrbar.“ Ingrid Schulz vor der Wülbecke berichtet von Rückmeldungen, dass Menschen, die der Kirche schon lange fern waren, sagen: „Toll, wenn das auch Kirche ist.“ Hier ist eine spontane Begegnung mit Kirche möglich. Ein erster Schritt, wie Andreas Roland sagt. Angeboten werden

allerdings notwendig sein wird, sind Schulungen der Ehrenamtlichen. Wenn Besucher häufiger wiederkommen, „wollen sie mehr, tiefere Gespräche“, weiß Ingrid Schulz vor der Wülbecke: „Dann müssen die Ehrenamtlichen auch mehr geben können.“ Angedacht ist deshalb, an einem Tag eine Schulung zum Thema Gesprächsführung anzubieten. Anfangs hatten einige der Ehrenamtlichen Bedenken, ob sie das schaffen könnten, diese Gespräche mit Trauernden auf dem Friedhof. Manche hatten selbst erst kürzlich einen Angehörigen verloren. Doch diese gemeinsame Erfahrung verbindet auch und kann den Austausch erleichtern.

Manchmal wird unter dem Dach des Pavillons gelacht. Manchmal wird geweint: die ganze Bandbreite des Lebens im Treffpunkt Friedhof.

» Die Menschen, die hierher kommen sind verletzlich, nachdenklich, aber auch offen für ein Gespräch, vor allem wenn Erfahrungen und Leid geteilt werden können.

sind es etwas weniger, aber im Frühjahr wollen die Initiatoren durchstarten. Vielleicht kann ein zweites Treffen im Monat angeboten werden, denn Ehrenamtliche der evangelischen Gemeinde aus Hochlarmark werden in 2015 mitmachen. Damit wird der Treffpunkt Friedhof auch auf ökumenische Füße gestellt.

Die Atmosphäre auf dem Friedhof ist besonders. Hierher kommen die Menschen, die ihre verstorbenen Angehörigen besuchen. Sie sind verletzlich, nachdenklich, aber auch offen für ein Gespräch, vor allem wenn Erfahrungen und Leid geteilt werden können. „Wir sprechen uns gegenseitig Trost zu“, sagt Marlene

dazu Informationen zu weiterführenden Angeboten wie der Trauerbegleitung im Hospiz oder im Gasthaus. Bewusst ergänzt das Logo der Caritas und des ehrenamtlichen Netzwerkes der Caritas-Konferenzen die Aufstelltafel, die auf den Treffpunkt Friedhof hinweist und an den Donnerstagen auf dem Hauptweg aufgestellt wird. „Caritas ist für die Menschen positiv besetzt“, sagt Roland.

Auch wenn über einen Ausbau des Angebots nachgedacht wird, soll es doch möglichst einfach bleiben. Allerdings gibt es inzwischen schon manchmal Kuchen, den die Ehrenamtlichen oder auch Besucher mal mitbringen. Was

KONTAKT

Ingrid Schulz vor der Wülbecke
Haus der Caritas am Prosper-Hospital
i.schulz-vorderwuelbecke@caritas-recklinghausen.de

Andreas Roland
Pfarrgemeinde St. Michael
roland-a@bistum-muenster.de

Harald Westbeld
Caritasverband für die Diözese Münster
Öffentlichkeitsarbeit
westbeld@caritas-muenster.de

Vom Anspitzer bis zum Zirkel ...

Schulmaterialkammer in Rheinhausen

Noch türmen sich die Stapel mit Heften in A4 und A5, liniert und kariert mit blauem oder gelbem Umschlag im großen Versammlungsraum des Katholischen Bildungsforums in Duisburg-Rheinhausen. Aber sie schwinden schnell in diesen Tagen zu Schuljahresbeginn. 45 Familien mit geringem Einkommen können sich hier für ihre Kinder günstig besorgen, was die Schulen ihnen alles aufgeschrieben haben. „200 Euro sind es bestimmt, die man zum Schulstart benötigt“, weiß Stefan Ricken vom Fachbereich Gemeindecaritas der Caritas Duisburg. Zu viel für Familien, die von Hartz IV leben müssen oder geringe Einkommen beziehen.

Seit einigen Jahren können sie eine Pauschale von 100 Euro im Jahr dafür bekommen, vorher waren 1,44 Euro pro Monat im Arbeitslosengeld II dafür vorgesehen: „Das ging gar nicht“, sagt Ricken. So steigt die Zahl der „Kunden“ in den sechs Schulmaterialkammern der Caritas Duisburg von Jahr zu Jahr. Mit 800 rechnet Ricken allein linksrheinisch in Rheinhausen und Homberg in diesem Jahr. Größter Andrang ist naturgemäß in den Tagen um den Schulstart, aber ausgegeben werden die Materialien vom Anspitzer bis zum Zirkel das ganze Jahr über jeweils montagnachmittags am Monatsanfang.

Seit acht Jahren gibt es die Schulmaterialkammern in Duisburg und in dieser Form im Bistum Münster auch nur dort. Aus Spenden müssen sie sich finanzieren. Allein in Rheinhausen benötigt Stefan Ricken in diesem Jahr 11 000 Euro: „Das ist hier nicht einfach, da muss man schon Klinken putzen.“ Die Sparkasse ist mit einer großen Spende dabei, und die Krupp-Stiftung hilft. Gerettet habe ihn dieses Jahr die Schlicht-Stiftung mit 5 000 Euro. In den vergangenen Jahren hat die Aktion Lichtblicke immer wieder

geholfen, und darüber hinaus gibt es viele kleine Einzelspenden. Hilfreich dabei ist, dass es ein ökumenisches Projekt ist.

Der hölzerne „Spendenranzen“ auf dem Ausgabetisch enthält dagegen nur ein Häufchen kleiner Münzen. Schließlich können sich in der Schulmaterialkammer nur bedürftige Familien melden, und das wird in einem ersten Schritt von vier Ehrenamtlichen geprüft. Sie gehen dann anhand einer langen Liste durch, was genau benötigt wird. Weiter geht es damit nach oben, wo weitere Ehrenamtliche Faulenzermäppchen, Füller, Hefte oder Farbkästen und Pinsel in Körben zusammensuchen und den Wert errechnen. Ein Farbkasten oder ein Füller haben 26 Punkte, Schnellhefter gibt es für einen Punkt. Umgerechnet in den Geldwert müssen davon zehn Prozent bezahlt werden. Für 31 Euro hat eine Mutter ihre Tochter ausgestattet. Dass sie nur 3,10 Euro dafür bezahlen muss, entlastet ihre Haushaltskasse deutlich.

Insgesamt 25 Ehrenamtliche engagieren sich allein in der Schulmaterialkammer in Rheinhausen, die Hälfte davon wird jeweils für eine Ausgabe benötigt.

Der Ablauf hat sich in den vergangenen fünf Jahren gut eingespielt. Um Wartezeiten zu reduzieren, werden vorab Nummern ausgegeben, und jeweils 45 Familien können in den zwei Stunden an einem Nachmittag kommen. Darüber wacht Walter Ketels, ehemaliger Grundschulrektor, freundlich bestimmt. Wird ein Platz frei bei der Erfassung, bittet er die nächsten herein oder klärt schon mal Unmut, wenn die Reihenfolge durcheinander zu kommen scheint und zeigt den Weg zur Ausgabe. Stefan Ricken freut sich über dieses Engagement und vor allem auch darüber, dass er auf einen Zeitungsaufruf hin aktuell gleich sechs neue Ehrenamtliche gewinnen konnte. Damit lässt sich dann auch der stetig wachsende Ansturm bewältigen.

Harald Westbeld

Caritasverband für die Diözese Münster

Öffentlichkeitsarbeit

westbeld@caritas-muenster.de



Da, wo die Menschen sind

Leben im LeiLa-Shop in St. Marien Marl

Ein unscheinbares Ladenlokal in Marl, direkt in der Fußgängerzone gelegen. Eine breite Fensterfront gibt den Blick in das Geschäft frei. So weit, so normal. Ungewöhnlich wird es erst, wenn man auf das Schild schaut, das über dem Geschäft prangt: „LeiLa – Begegnung – Beratung – Second Hand“. Das lässt dann schon stutzen. Zwar versprechen viele Einzelhändler Beratung, und die Zahl der Second-Hand-Geschäfte hat in den vergangenen Jahren ebenfalls zugenommen. Aber Begegnung?

Des Rätsels Lösung liegt im Namen „LeiLa“. „Das ist eine Abkürzung. Die steht für ‚Leben im Laden‘“, erklärt einer, der es wissen muss. Manfred Eichhorn gehört zu den „LeiLa“-Urgesteinen. „Seit 2011 machen wir das jetzt hier“, erzählt der Mann, der sich selbst mit einem kleinen Schmunzeln als „Hahn im Korb“ bezeichnet. Gemeinsam mit neun Mitstreiterinnen kümmert sich der Marler darum, dass Leben in den Laden kommt.

» Dass das Angebot bei „LeiLa“ richtig ist, zeigen die Erfahrungen mit den Menschen.

Gerade erst ist im Inneren wieder renoviert worden. „Jetzt gibt es bei uns nur noch Stangenware“, erzählt Eichhorn und klingt schon wie ein professioneller Shop-Manager. Allerdings soll der „LeiLa-Shop“ viel mehr bieten als Second-Hand-Ware von der Stange. Regelmäßig kommt beispielsweise eine Mitarbeiterin der Marler Caritas vorbei und bietet Beratung an. Logisch, dass man dort mit „LeiLa“ sehr zufrieden ist. „Das ist wirklich klasse“, sagt Christel Grossek, die für die allgemeine Sozialberatung der Caritas Marl verantwortlich ist.

Dass das Angebot bei „LeiLa“ richtig ist, zeigen die Erfahrungen mit den Menschen. „Die allermeisten Fragen drehen sich um Hartz IV“, hat Christel Grossek beobachtet. Das hat seine Gründe: Die vielen Gesetzesänderungen

der vergangenen Jahre haben Hartz IV intransparent gemacht. Für die Leistungsempfänger wird es immer schwieriger, zu verstehen, welche Hilfen sie bekommen können. „Das ist schon für uns Profis eine Herausforderung. Der Otto-Normal-Verbraucher hat dann noch größere Probleme“, bringt es Grossek auf den Punkt. Ansonsten versteht sie das Beratungsangebot bei „LeiLa“ wie eine Arztpraxis. „Man geht zum Arzt, wenn etwas wehtut. Der kann dann sofort

helfen oder schickt den Patienten zum Spezialisten.“ Die Hilfe beim Ausfüllen von Anträgen kann die Mitarbeiterin beispielsweise leisten, für noch komplexere Fragestellungen kann sie auf ein Spezialistennetz zurückgreifen. Hier kommt allerdings der entscheidende Unterschied zum Arzt: Es gibt nicht einfach nur eine Überweisung oder Telefonnummer. „Unser Ziel ist es nicht nur weiterzuleiten, sondern die Menschen zu begleiten“, erklärt Grossek. Deshalb vereinbart die Mitarbeiterin, deren Schreibtisch mitten im Laden steht, häufig weitere Termine oder Hausbesuche. „So überwinden wir Hemmschwellen“, ist sie sich sicher. Hinzu kommt die günstige Lage des Ladens: In der Nähe findet regelmäßig der Marler Wochenmarkt statt. „So sind wir da, wo die Menschen sind. Sie können uns kennen lernen.“

Da zu sein, wo die Menschen sind, war 2011 die Grundidee des Ladens. Der damalige Pfarrer Mike Netzler mietete die Immobilie an und ließ sie durch Ehrenamtliche, darunter Manfred Eichhorn, renovieren: Das Projekt „LeiLa“ war geboren. „Dann bin ich da so reingerutscht und dabei geblieben“, erinnert sich Eichhorn heute. Die Zeit ist in Marl allerdings nicht stehen geblieben. Inzwischen sind dort sechs Gemeinden fusioniert worden, was auch Auswirkungen auf „LeiLa“ hat und hatte. Mike Netzler leitet inzwischen eine Gemeinde in Münster-Hiltrup. Seine Aufgabe in Bezug auf „LeiLa“ hat Pastoralreferent Wilhelm Heek übernommen.

Der ist für die Zukunft vorsichtig optimistisch: „Es ist für solche Projekte nach dem Schwung der Anfangseuphorie immer schwierig.“ In seiner Wahrnehmung hat sich „LeiLa“ verstärkt in Richtung Second-Hand-Laden entwickelt. Das ist angesichts des ursprünglich angelegten Konzeptes nicht unbedingt das Wunschziel. Nichtsdestotrotz will die Gemeinde „LeiLa“ natürlich weiterführen. „Wir haben dort ein sehr engagiertes Team von Ehrenamtlichen“, freut sich Heek. Dieses gelte es auszubauen und zu unterstützen. Schließlich soll auch in Zukunft Leben in den Laden.

KONTAKT

LeiLa
Trogemannstr. 9,
45772 Marl-Hüls
leila@st-marien-marl.de

Wilhelm Heek
Pastoralreferent
St.-Franziskus Marl
w.heek@st-franziskus-marl.de



Julius Schwerdt
Caritasverband für die Diözese Münster
Volontariat Öffentlichkeitsarbeit
schwerdt@caritas-muenster.de



Wo Caritas draufsteht, muss auch Kirche drin sein

Cari-Treff in Kamp-Lintfort

Domkapitular Klaus Winterkamp, Vorsitzender des Diözesancaritasverbandes, möchte die Arbeit der Hauptamtlichen und die der ehrenamtlichen Kräfte in den Pfarreien enger verzahnen. Der Cari-Treff in Kamp-Lintfort zeigt nach seiner Ansicht, wie es funktioniert.

Reges Treiben herrscht in dem großen Raum, der durch die lange Theke einerseits und viele Kleiderständer andererseits beherrscht wird. In zahlreichen Gruppen sitzen vor allem Frauen um Tische herum, eine Kaffeetasse vor sich. Eine Frau Mitte 50, die ihren Namen nicht nennen möchte, hat gerade eine große Tüte voller Kleidung ausgesucht und unterhält sich, bevor sie den Heimweg antritt, noch für ein paar Minuten

mit anderen Besuchern des so genannten Cari-Treffs in Kamp-Lintfort.

Im Herzen der Bergarbeiterstadt, unmittelbar gegenüber dem Rathaus, liegt das 250 Quadratmeter große Ladenlokal. Im vorderen Teil befindet sich ein Café mit liebevoll dekorierten Tischen, im hinteren Teil der Verkaufsraum für Gebraucht Kleidung. Arme, Reiche, Junge, Alte, Kranke, Gesunde, Christen und Muslime sind

Woche für Woche anzutreffen. Im Durchschnitt kommen mehr als 500 Menschen in diesen Treff, weil es neben einer preiswerten Tasse Kaffee und günstig zu erwerbenden Kleidungsstücken auch die Gelegenheit zu einem Gespräch gibt.

Entstanden ist das Projekt in einer Phase großer Veränderungen, als die Stadt sich vom Bergbau- zum Hochschulstandort wandelte und sechs kleinere Pfarrge-

meinden zu einer neuen Pfarrei mit 15500 Mitgliedern zusammengeschlossen wurden. Mit hoher Motivation wurde damals die Frage angegangen, wie Kirche gestaltet werden soll, erinnert sich Hans-Peter Niedzwiedz, ehrenamtlicher Vorstandsvorsitzender der Caritas Moers-Xanten und einer der Begründer des Cari-Treffs. Mit ihm hat Henric Peeters, Geschäftsführer des Caritasverbands Moers-Xanten, dieses Projekt auf den Weg gebracht. 2008 wurde der Treffpunkt in einem ehemaligen Ladenlokal in der Innenstadt von Freiwilligen umgebaut. „Wir wollten mitten unter die Menschen gehen“, sagt Niedzwiedz. Denn Kirche sei dort, wo Menschen sich begegnen.

Geplant sei, dass künftig auch die Stadtverwaltung bürgernah einen Raum bekomme, schildert Niedzwiedz. Durch den Cari-Treff sei man „sensibler geworden für die Nöte der Menschen in der Stadt“. Das ist nach seiner Ansicht eine wichtige Voraussetzung „für die diakonische Entwicklung der Kirche als Zeugnis des gelebten Glaubens“. Kirche und Caritas sind für beide zwei Seiten einer Medaille. „Wo Caritas draufsteht, muss auch Kirche drin sein“, sagt Niedzwiedz.

Im Rahmen der Fusion musste die Gemeinde damals vorhandene Räumlichkeiten auf der Grundlage des vom Generalvikariat vorgegebenen Raumkonzepts aufgeben. Die Gremien entschieden daraufhin, sich von dem Kleiderkeller in der Alt-Mariensiedlung der damaligen Gemeinde St. Marien zu trennen, erklärt Thomas Riedel, Pastoralreferent der Pfarre St. Josef in Kamp-Lintfort. Verbun-

den mit der Suche nach einem neuen Standort, habe man darüber hinaus das Konzept verändert. Die Kleider wurden nicht mehr verschenkt. Ein kleiner Obolus musste von den Kunden entrichtet werden. „Es sollte das Gefühl vermittelt werden, man gehe in eine Boutique, auch wenn das Angebot günstiger war, als ansonsten üblich. Kleider gucken, hinsehen, mit den Leuten ins Gespräch kommen und unter Umständen auf Beratungsangebote aufmerksam machen – wir wollten einen Verweilplatz schaffen“, beschreibt Norbert Schulte, Koordinator des Treffs, die Konzeption.

Was diesen Treffpunkt darüber hinaus von anderen Projekten unterscheidet, ist die enge Vernetzung zwischen haupt- und ehrenamtlichen Kräften. „Der Sprecher des Sachausschusses Caritas und Soziales im Pfarreirat von St. Josef ist beispielsweise in der Steuerungsgruppe des Caritasverbands“, erläutert Schulte.

Das Bistum lobt diesen Treffpunkt als „Leuchtturmprojekt“. Denn er treffe die Überlegungen zur Ausrichtung der Caritasarbeit von Domkapitular Klaus Winterkamp, scheidender Vorsitzender des Diözesancaritasverbands Münster. Schon nach seinem Amtsantritt 2010 hatte er gefordert, die hauptamtliche Schiene der Caritasarbeit und die ehrenamtliche Arbeit in den Pfarreien stärker miteinander zu verbinden.

Die Neustrukturierung der Pfarrgemeinden sollte nach seiner Ansicht als Chance genutzt werden, Pastoral und Caritas enger zu verzahnen. Es dürfe keine Säulen mehr geben wie „hier der Verband, dort

die Pfarrgemeinde“, hatte er den Verantwortlichen der Caritasarbeit im September 2014 ins Stammbuch geschrieben.

Für Winterkamp ist Caritas „ein kirchlicher Dienst, der zu den Wesensäußerungen der Kirche gehört“. Das Anliegen des Pastoralplans für eine „dienende Kirche“ im Sinn von Papst Franziskus trifft sich nach seiner Einschätzung mit den Überlegungen von Führungsverantwortlichen der Caritas. Sie sehen nach Ansicht von Winterkamp die Zukunft ihres Verbands in einer profilierten Caritas der Pfarrgemeinde, in der Haupt- und Ehrenamtliche eng zusammenarbeiten. „Was daraus wachsen kann, zeigt das Team des Cari-Treffs in Kamp-Lintfort beispielhaft auf“, würdigt der Domkapitular die Arbeit in der niederrheinischen Stadt.

Der Beitrag erschien bereits in der Bistumszeitung Kirche+Leben, Ausgabe 3 / 2015.

KONTAKT

Hans-Peter Niedzwiedz
Cari-Treff am Rathausplatz
hans.peter.niedzwiedz@st-josef-kamp-lintfort.de



Jürgen Kappel
kappel@dialogverlag.de



Weil Menschen Menschen brauchen

Flüchtlingshilfe Langförden

Abdul Malik steht zwischen den Regalen. Meter für Meter reihen sie sich aneinander. Gefüllt mit Hunderten Schachteln, Hunderttausenden Papieren. Ein Lüfter summt. Abdul Malik steht mittendrin. Mitten im Gedächtnis der katholischen Kirche im Officialatsbezirk Oldenburger Land, im Archiv des Bischöflich Münster-schen Officialats.

Dass er hier ist, dass er hier Papiere säubert, klebt, sortiert: Das hätte der Mann von der Elfenbeinküste vor wenigen Wochen für unmöglich gehalten. Denn Deutschland, die Europäische Union hatten etwas anderes für ihn vorgesehen. Seine Zukunft sollte Italien sein. Italien. Jenes Land, in dem er bereits zweimal gewesen war, in dem er Zuflucht gesucht hatte nach einer grausigen Fahrt über das Mittelmeer in einem Boot randvoll mit Menschen. Was er fand, war ein überforderter Staat, der seine Flüchtlinge in die Obdachlosigkeit schickte.

Dass er nun im Archiv des Officialats sitzt und nicht als Obdachloser auf einer italienischen Straße, hat er der Flüchtlingshilfe Langförden und der örtlichen Kirchengemeinde St. Laurentius zu verdanken. Sie hatten ihn ins Kirchenasyl genommen. 76 Tage – bis seine Überstellungsfrist abgelaufen war. Denn

das besagen die europäischen Gesetze: Flüchtlinge müssen dort ein Asylverfahren bekommen, wo sie erstmals als Asylsuchende registriert wurden. Bei Abdul Malik war das Italien. Reist ein Flüchtling dennoch weiter, müssen ihn die Behörden ins Erstaufnahmeland zurück schicken. Binnen sechs Monaten. Andernfalls sind sie selbst zuständig. „Mein Leben in Deutschland ist gut“, sagt Abdul Malik. Eine entscheidende Rolle spielt dabei die Flüchtlingshilfe Langförden. Sie kümmert sich um den 27-jährigen Afrikaner seit seiner Ankunft im niedersächsischen Vechta, genauso wie um mehr als 40 weitere Männer, Frauen und Kinder, die vor Hunger, Krieg, Verfolgung geflohen sind.

Die Mitglieder der Flüchtlingshilfe haben ein Patenschafts-System aufgebaut. Jedem Asylsuchenden steht einer ihrer Mitstreiter zur Seite. „Uns geht es darum,

dem Ganzen ein Gesicht zu geben“, sagt Manfred Quatmann, einer der Freiwilligen der ersten Stunde. Schließlich kämen die Flüchtlinge nach Deutschland ohne jegliche soziale Kontakte. Für die sorgen die Mitglieder der Flüchtlingshilfe Langförden: Sie hören den Menschen zu, unternehmen gemeinsam Dinge, knüpfen Kontakte zu Anwälten genauso wie zum örtlichen Fußballverein, machen Behördenschreiben verständlich, unterstützen die Flüchtlinge bei Amtsgängen oder Arztbesuchen. „Jeder entscheidet dabei selbst, wie viel er bereit ist zu geben“, sagt Ralf Rießelmann, Sprecher der Initiative.

Einer, der daraus fast schon eine Vollzeitbeschäftigung macht, ist Ludger Penkhues. Im Umgang mit Botschaften, Ausländerbehörden, dem Bundesamt für Migration ist er in den vergangenen Monaten ein richtiger Profi geworden.

Der Unternehmensberater hat gleich 26 Flüchtlinge unter seine Fittiche genommen, allesamt Syrer. Penkhues' Kinder, längst erwachsen, beschwerten sich manchmal am Telefon, dass sie auch noch da seien, erzählt er lachend.

Sein Antrieb? „Am Anfang waren da vier Jugendliche, die direkt gegenüber meinem Büro wohnten. Sie wirkten so vereinsamt, verschüchtert“, erzählt der Familienvater. Er habe sie angesprochen und dabei von ihrem Leben in Syrien, ihrer Flucht vor dem Bürgerkrieg und ihren Eltern und zwei Geschwistern erfahren, die sie in der Türkei zurücklassen mussten, weil das Geld nicht gereicht habe für eine Flucht der ganzen Familie. Fortan kümmern sich Penkhues und seine Frau Monika um die drei Mädchen und ihren Bruder. Sie bringen ihnen Deutsch bei, laden sie zum Essen ein, nehmen sie mit auf Ausflüge und erreichen schließlich durch zahlreiche Schreiben, Telefonate und Kontakte, dass Eltern und Geschwister nachziehen dürfen. Nach mehr als zwölf Monaten. „Der Moment, als Eltern und Kinder sich wiederhatten, dieses unfassbare Glück zu sehen, das entschädigt für alle Mühen.“

Wie viel ihm die Arbeit für die Flüchtlinge gibt, davon erzählt auch Ralf Rießelmann. „Am Anfang ging es darum, Ansprechpartner zu sein, zu helfen, wenn Hilfe nötig war, mittlerweile ist daraus viel mehr geworden – echte Freundschaft.“ Die ist so stark, dass sie auch über viele hundert Kilometer hinweg besteht. So stark, dass er und seine Familie auf dem Weg in den Italien-Urlaub kurzerhand ihr „Patenkind“ in der Schweiz besuchten. „Ahmed ist im Februar dorthin abgeschoben worden. Dort wird er derzeit geduldet. Wie lange, ist unklar. Wir vermissen ihn sehr.“ Bis heute haben Rießelmanns regelmäßige Kontakt und helfen, wo sie können – zum Beispiel auch mit der Finanzierung eines Deutschkurses beim eidgenössischen Nachbarn.

Die Flüchtlingshilfe Langförden gibt es seit Ende 2013. Sie ist ein Produkt des Zufalls, der Beharrlichkeit und des Mitgefühls. Die Initialzündung lieferte damals Officialatsrat Bernd Winter. Zufällig hatte

er von sechs afrikanischen Flüchtlingen gehört, die in einem Wohncontainer für Erntehelfer hockten. Notdürftig untergebracht. Abdul Malik übrigens war einer von ihnen.

Monsignore Winter widmete seine Weihnachtspredigt den afrikanischen Männern. „Wir werden im kommenden Jahr noch deutlich mehr mit Flüchtlingen und Migrant*innen zu tun bekommen. Das ist nicht nur eine Herausforderung an Kommunen und Landkreise, an Politik und Gesellschaft, sondern es ist auch eine konkrete Herausforderung an alle Christen: Das wird ein Zeichen der Zeit für uns sein. Und wir werden noch mehr sehr konkrete und persönliche Heimatlosigkeit und Sehnsucht nach Gemeinschaft und Leben erleben“, prophezeite er den Gläubigen. Er rief damals nicht nur in der Kirche, sondern auch über die örtliche Presse zur Mithilfe auf. Sechs Familien meldeten sich für Patenschaften. Damit war die Flüchtlingshilfe Langförden geboren.

Mittlerweile hat sich der Kreis an Helfern mehr als verfünffacht, ist die Flüchtlingshilfe etabliert. Im Ort und darüber hinaus. Das Bistum Münster hat sie mit einem Preis ausgezeichnet, der Dialogverlag ebenso. Die Hilfsbereitschaft – sie ist nicht nur bei den Mitstreitern groß, der gesamte Ort hilft. „Wir erfahren enorme Unterstützung“, erzählt Ralf Rießelmann, „von Privatleuten, aber auch von Firmen.“ So gehen immer wieder größere und kleinere Spenden auf dem Konto der Initiative ein, andere geben Küchen, Betten, Tische, Kleidung oder Zeit – so wie der Vechtaer Künstler Thommes Nentwig, der in seinem Atelier mit den Flüchtlingen ein Kunstprojekt initiiert. „Das wichtigste, was wir den Flüchtlingen geben können, ist das Gefühl, nicht allein zu sein“, sagt auch Ludger Penkhues. „Und die Sprache“, das ist Elisabeth Hartmann besonders wichtig. Früher Lehrerin an einer Vechtaer Oberschule, ist sie heute eine von mehreren ehrenamtlichen Deutschlehrerinnen der Flüchtlingshilfe. Dreimal die Woche steht sie für 90 Minuten im Pfarrheim vor sechs Männern aus Syrien, dem Sudan, Eritrea und lehrt sie Konjugieren, Dekli-

nieren, Buchstabieren. Ohne einen Cent dafür zu bekommen.

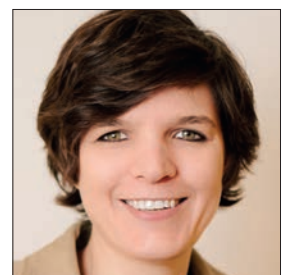
„Ich finde, dass unsere Flüchtlinge eine Chance verdient haben, in Deutschland Fuß zu fassen. Wenn man sich die einzelnen Lebensgeschichten anhört, weiß man, dass sie viel auf sich genommen haben, um ein Leben ohne Armut, Verfolgung oder Krieg führen zu können. Dann kommen sie hier an, sind sprachlos und zur Untätigkeit verdonnert. Einen Sprachkurs bekommen nur die wenigsten finanziert. Dabei ist Deutsch doch eine Grundvoraussetzung, um in unserem Land zurechtzukommen zu können.“

Zurück zu Abdul Malik. Er hat Glück gehabt. Vorerst. Wie lange es währt, das weiß er nicht. Es hängt ab von den deutschen Behörden. Er weiß nicht, wie groß seine Chancen sind, ob die Ämter nach Aktenlage entscheiden, inwiefern sie seine Biografie berücksichtigen: seine Odyssee durch Afrika, damals als kleiner Junge nach dem Tod seiner Eltern und später auch seiner Ziehmutter, seine Flucht aus Libyen, wo er die meiste Zeit seines Lebens verbrachte. Dass sie verstehen, dass die Elfenbeinküste ein fremdes Land für ihn ist, dass die einzige Heimat, die er hat, die Kühlings sind, seine Paten. „Sie sind meine Familie“, sagt er leise und blickt aus dem Fenster. Eine Familie. Etwas, das er bis zu seiner Ankunft in Langförden nicht erlebt hatte.

KONTAKT

Ralf Rießelmann

www.fluechtlingshilfe-langfoerden.de
ralfriesselmann@web.de



Anne von Figura
afigura@web.de



Partizipation anstatt Versorgung

Selbstbestimmter Bürgertreff in Rheine

Bei Ankunft im Pfarrheim der Heilig-Kreuz-Gemeinde Rheine ist zu spüren: Hier entsteht etwas und ist dabei weiterzuwachsen. Während ich im Erdgeschoss den Frauenchor singen höre, empfängt mich herzlich Tobias Plien, Pastoralreferent in Heilig-Kreuz und von Anfang an bei dem Modellprojekt „Selbstbestimmter Bürgertreff“ dabei. Sein Büro in der ersten Etage ist freundlich, warm und lädt zum Verweilen ein. Der erste Eindruck täuscht nicht. In Rheine wurde eine neue Idee zum Umgang und Miteinander der Menschen umgesetzt.

Im Hintergrund stand die Erkenntnis, dass die zunehmend älter werdende Bevölkerung überall in Deutschland eine Herausforderung darstellt, auf die mit einer angemessenen Senioren- und Sozialpolitik, die das neue Lebensgefühl der Generation 55+ aufgreift, reagiert werden muss. Das bildete die Basis des Sozialplans „Alter“ der Stadt Rheine und des neuen Pastoralplans der Gemein-

de Heilig-Kreuz und führte zu einer interessanten Kooperation. Unter dem Leitgedanken „Selbstbestimmtheit“ konnten sich hier von den Bürgerinnen und Bürgern initiierte eigene Gruppen bilden und Angebote realisieren.

Neben dem Frauenchor, den ich noch leise beim Proben höre, gibt es etwa den „Philosophischen Eintopf“. Einmal

im Monat treffen sich alle Interessierten unter Leitung eines emeritierten Professors, um gemeinsam über Gott, den Sinn des Lebens und die Welt zu diskutieren. „Dieses Angebot wird extrem gut angenommen. Immer mehr Menschen drängt es mit ihren Fragen und Gedanken in diese Runde“, so Pastoralreferent Tobias Plien. Für Lesefreunde bietet der Literaturkreis an, sich

über gelesene Eindrücke auszutauschen. „Jungsenioren“ werden zu Fahrrad- und Wanderausflügen eingeladen. Mit dem „Selbstbestimmten Bürgertreff“ in Rheine steht für die Generation 55+ ein breites Angebot bereit, das traditionelle Modelle wie Töpfern und Handarbeit aufgreift und gleichzeitig einer Vitalität Rechnung trägt, die vielen Menschen bisher zu kurz gekommen ist. Alle Bürgerinnen und Bürger, die eine neue Idee umsetzen wollen, können mit ihrer Idee zum Treffpunkt „Plan-Bar“ kommen. „Unsere Angebote sollen nicht stagnieren. Die Menschen schaffen sich selbst nach ihren Interessen neue Projekte und können diese in der „Plan-Bar“ einbringen und selbstständig umsetzen. Gemeinde und Stadt bieten nur das Fundament, auf dem solche neuen Angebote realisiert werden können.“

Die sich entwickelnde Dynamik ist erkennbar. Eine Computer- und Handysprechstunde reagiert auf die neuen Technologien, die viele in der Generation 55+ überfordern. Zusätzlich hat sich aus dem Modellprojekt „Selbstbestimmter Bürgertreff“ ein mittlerweile eigenständiges Großprojekt auf Grundlage der Bürgerinitiative entwickelt. Der „Sozial-Punkt“ bietet allen Menschen die Möglichkeit, ein vertrauliches Gespräch zu führen, Unterstützung und Hilfe zu erbitten. „Dieses Projekt war anfangs gar nicht angedacht, es hat sich völlig aus dem Interesse und Anliegen der Bürgerinnen und Bürger entwickelt.“

Herr Plien, weshalb ist der Begriff „selbstbestimmt“ für ein derartiges Projekt in der Seniorenarbeit von zentraler Bedeutung?

Von Seiten der Heilig-Kreuz-Gemeinde Rheine sollte es nicht mehr um Versorgung gehen. Jede Arbeit mit Menschen sollte deren Charismen wahrnehmen und diese als wahre Ressourcen für eine Gemeinschaft fördern. Das haben wir so auch in unserem neuen Pastoralplan entwickelt. Anstelle einer Versorgungspastoral wollten wir den Weg zu einer partizipativen Pastoral gehen. Mit diesem Leitbild kam nur ein von den Bürgern selbstbestimmtes Projekt in Frage. Zusammen mit der Stadt konnten

wir das richtige Fundament bereit stellen, damit die Bürgerinnen und Bürger ihren Ideen und Vorstellungen eine Form geben konnten. Nach der organisatorischen Startphase in Kooperation von Stadt und Gemeinde wurde das Projekt völlig in die Hände der Bürger gegeben. Das ist dann auch eine ganz andere Motivation. Es entsteht kontinuierlich etwas Neues.

Welche Rolle spielt die (stille) Kooperation der tragenden Institutionen?

Es braucht auf jeden Fall Profis, die ein derartiges Projekt stützen und begleiten. Die Stadt war hier ein wunderbarer Partner, weil sie viel Wissen und viel Professionalität in Sachen Presse, Eventmanagement und Koordination mitbrachte und das Logistische übernehmen konnte. Von kirchlicher Seite aus konnten wir ein gutes Netzwerk bereitstellen und haben stärker inhaltlich mitgewirkt. Stille Kooperation meint in diesem Fall, dass sowohl Kirche als auch Stadt sich nach der Startphase völlig zurückgezogen haben und nur noch als Backoffice fungieren. Der Bürgertreff organisiert sich völlig selbstständig und ist damit letztlich sogar eine Bereicherung für Stadt und Gemeinde, weil einige Aufgaben abgenommen werden können. Eine Win-win-Situation.

Welchen Rat würden Sie anderen Gemeinden geben, die ähnliche Projekte starten wollen?

Wichtig ist es, vorher die Voraussetzungen zu klären. Es braucht einfach kompetente Partner, die Fachwissen einbringen, das ein pastoraler Mitarbeiter in der Regel nicht mitbringen kann. Die Gemeinde allein wäre mit einigen Anforderungen wie Werbung, Medien und Finanzen überfordert. Der Finanzplan muss deutlich im Blick gehalten werden. Eine Kooperation mit der Stadt kann sehr fruchtbar sein, weil sie über Zielgruppendaten für eine gründliche Sozialraumanalyse verfügt. Diese Analyse muss im Vorfeld gemacht werden, um sich überhaupt ein Bild zu machen, was eine Gemeinde braucht. Nicht zuletzt muss man sich kirchlich auch öffnen, neue Formen zulassen und ein neues Hierarchie-Verständnis gewinnen.

Was können Hürden sein, auf die man bei einem derartigen Projekt stoßen kann?

Eine Hürde oder Herausforderung könnte es sein, die bestehenden Seniorengruppen einzubinden. Die gewünschte Kooperation erfordert viel Transparenz. Man muss sensibel auf diese Gruppen zugehen, sie einbeziehen und darf keinen Druck ausüben. Sie dürfen sich nicht in ihrer Daseinsberechtigung angefragt fühlen oder den Eindruck gewinnen, dass sie ausgetauscht werden sollen.

Was war ihr größtes Erfolgserlebnis?

Es war ein schöner Moment, als der erste Hilfesuchende in die Sprechstunde kam und wirklich das Vertrauen in unseren Sozialpunkt mitbrachte. Endlich mit dem Helfen anfangen zu können, war ein wunderbares Gefühl. Ein anderes tolles Erlebnis war, dass eine 80-jährige Dame mit ihrem iPad in unsere Computersprechstunde kam. Mit einigen Erklärungen konnte das für sie bisher Unmögliche erreicht werden, sie telefonierte zum ersten Mal via Video mit ihrer Tochter in Mexiko.

KONTAKT

Tobias Plien

Sankt Antonius Rheine

plien@web.de



Felizia Merten

redaktion@unsere-seelsorge.de

Um das Zusammenleben geht es

Aufbruchstimmung im Barbaraviertel in Geldern

Über die weißen Schilder, die in schwarzer Schrift von der B 58 links ins „Barbaragebiet“ weisen, wenn man von Wesel kommend in Geldern einfährt, regt sich Hermann Hengstermann immer wieder auf: „Wie in ein Industriegebiet“! Diskriminierend sei das und Zeichen für ein abschätziges Denken über dieses Arbeiterviertel. Hengstermann spricht konsequent nur noch vom „Barbaraviertel“. Und nicht nur er, denn in diesem Stadtteil von Geldern, der mit mehr als 4 300 Einwohnern der drittgrößte ist, ändert sich derzeit weit mehr als der Name.

Geographisch ist es nah zur Innenstadt, denn wenn man nicht abbiegt, sondern auf der Bundesstraße ein kleines Stück weiterfährt, ist man gleich im Zentrum. Aber weit weg für viele der Bewohner. Nicht einmal einen Treffpunkt gab es bislang. „Die Menschen waren schon froh, als der Edeka ein paar Stühle aufstellte und Kaffee anbot“, sagt Sabine Sönnichsen, die die Caritas-Kita St. Barbara seit 20 Jahren leitet. Auch eine Eckkneipe fehlt.

Aber an einer Ecke wird es künftig in der aufgegebenen Sparkassenfiliale den „Treff bib“ geben. Bis auf den Geldautomaten nebenan ist die Bank ausgezogen, und die „bürgerinitiative barbaraviertel“ hat die Räume übernommen. Caritas und die beiden christlichen Kirchen haben den Anstoß gegeben und setzen hier ihre schon vor 25 Jahren begonnene sozialräumliche Arbeit mit neuem Schwung fort.

Ein Treffpunkt im Barbaraviertel

Noch sind die Räume eher kahl, zeigt die bunte Gebrauchtstuhl-Kollektion, dass hier nur noch mit kleinen Summen hantiert werden kann. Aber immerhin gibt es schon eine Kaffeemaschine, Tassen in einem Plastikkorb und Flipcharts an Wänden mit Ideen und Plänen. Die Wände zur ebenfalls leer stehenden Nachbarwohnung werden durchbrochen, und es wird erstmals ein Treffpunkt im Barbaraviertel entstehen. Den wünschen sich die Menschen hier, wie eine Umfrage ergeben hat, und den braucht es als Kristallisationspunkt

zur praktischen Umsetzung der vielen Ideen.

Im Kern geht „es um das Zusammenleben der Menschen“, sagt Hermann Hengstermann, der zu seinen aktiven Zeiten als Caritas-Geschäftsführer entschieden hat, bewusst mit Einrichtungen und Diensten in das Barbaragebiet zu gehen. Auch wenn es von der Struktur her längst nicht mehr monolithisch ist, unterscheidet es sich von dem insgesamt mittelständischen Geldern. Entstanden ist das Barbaraviertel als Wohngebiet für die Bergarbeiter aus Kamp-Lintfort. In den 1960er und 1970er Jahren ist es erweitert worden. Sozialer Brennpunkt durfte es nie genannt werden, das hätte Fördergelder gekostet. Aber für den Niederrhein war es schon so etwas, auch wenn die Maßstäbe hier ein wenig anders sind. Brennpunkt waren und sind heute noch mehr vor allem die damals gebauten „Hochhäuser“. Wobei die nur vier Stockwerke haben, aber als große Blocks doch wie Fremdkörper zwischen den Reihenhäusern und kleinen Einfamilienhäusern stehen. Der Anteil der benachteiligten Familien liegt im Viertel höher als sonst, und es wohnen hier viele alte Menschen.

Den Menschen mit einer besonderen Haltung begegnen

Vor fast 20 Jahren ist die Caritas mit der Kita St. Barbara gegenüber den „Hochhäusern“ eingezogen. Wegen des integrativen Ansatzes durfte der Caritasverband die Trägerschaft übernehmen, während das sonst nur die Kirchengemeinden selbst tun. Für Hengstermann

geschah dies aus Überzeugung: „Wir müssen in diesem Gebiet den Menschen mit einer besonderen Haltung begegnen“, sagt er: „Das ist gelebtes Christentum.“

Für Kita-Leiterin Sabine Sönnichsen ist das „manchmal schon anstrengend“, aber immer spannend. Die Langeweile, die sie sonst alle paar Jahre nach neuen Stellen Ausschau halten ließ, kennt sie nicht mehr. Dafür kann sie von vielen schönen Erfahrungen berichten, wie der Erkenntnis eines muslimischen Vaters, der ganz viele Parallelen zu seiner Glaubenswelt entdeckte, oder über staunende Eltern, die katholisch als Aufnahmekriterium erwarteten. Damit käme Sönnichsen hier nicht weiter. Von den Kindern aus 48 Familien haben 27 einen Migrationshintergrund. Sie sprechen 13 verschiedene Sprachen und gehören sechs verschiedenen Konfessionen an. Dazu werden 18 Kinder integrativ betreut.

Dies ist, das gibt auch Ralf Streppel als evangelischer Pfarrer zu, schon besonders: „Unsere Kita auf der anderen Seite des Viertels hat eine andere Klientel.“

Die gibt es eben auch im Barbaraviertel. Aber mehr im Blick haben Kirchen und Caritas die, die Unterstützung brauchen. Wobei es nicht unbedingt direkte und konkrete Hilfe sein muss, Anstöße und Rahmenbedingungen tun es vielfach schon, wie sich in der Bürgerinitiative zeigt.

Da mischt vor allem auch Friedhelm Appel mit. Der Pastoralreferent richtet seit den 1990er Jahren sein besonderes

Augenmerk auf das Barbaraviertel, ist dessen Fürsprecher im Pastoralteam und versucht, seine Anliegen in der Ausbildung weiterzugeben. Jahr für Jahr organisiert er Ferienlager für Kinder und Jugendliche, die sonst keine Chance auf Urlaub haben und ist bestens vernetzt. Appel erlebt eine hohe Fluktuation im Viertel. Derzeit arbeitet er daran, „die muslimischen Mitbürger mit ins Boot zu holen“.

Alles von Bewohnern für Bewohner

Die „bib“ ist dabei ein neuer Ansatz mit vielen Chancen. Sie will zunächst die älteren Barbara-Bewohner in den Blick nehmen. Aus der Umfrage und nachfolgenden Bewohnerversammlungen werden jetzt einige Ideen umgesetzt. Regelmäßige Themenabende sind angedacht, Fahrradtouren werden bereits organisiert und es gibt einen Französischkurs und eine Diskussionsrunde zur Philosophie – alles von Bewohnern für Bewohner. Die alte Sparkasse wird die Räumlichkeiten dafür bieten. Geburtstage soll man hier feiern können. Der Kaffee, das ist Friedhelm Appel klar, darf allerdings nur 30 Cent kosten. Sonst wären einige Besucher finanziell überfordert. Bewusst ist deshalb auch der Mindestbeitrag für die Mitgliedschaft in der bib auf einen Euro festgesetzt worden. Unterstützer haben die bib-Initiatoren schon gefunden. Die Stadt Geldern hat eine Förderung zugesagt, und im Rahmen des Domjubiläums einen der mit 750 Euro dotierten Preise zugesprochen bekommen.

Experten des eigenen Lebens

Weitere Ideen zum Aufbruch im Barbaraviertel steuern die Kinder in St. Barbara bei. Sabine Sönnichsen und ihr Team hat sie losgeschickt mit der Aufgabe, Fotos zu machen von Dingen,

die ihnen missfallen, aber auch von Perspektiven, die sie mögen. Die Ergebnisse reichen von der achtlos weggeworfenen Bananenschale auf dem Gehweg bis zu liebevoll gestalteten Vorgärten. Jetzt wird eine Begehung mit der Stadt folgen, um zu sehen, was geändert werden kann an den Aspekten, die den Kindern negativ aufgefallen sind.

Die Idee mündete in ein Stadtteilstift zum Abschluss kurz vor der Bürgermeisterwahl. Für Hermann Hengstermann eine gute Gelegenheit, „die Kandidaten zu fragen, was sie für das Viertel tun wollen“. Wobei die Menschen „grundsätzlich Experten ihres Lebens“ seien und es selbst in die Hand nehmen sollten und könnten.

Präsenz vor Ort in vertrauter Umgebung

Nur manchmal braucht es dafür eben auch etwas Hilfestellung. Birgit Kirchner erlebt das im Familienzentrum, zu dem auch die Kita St. Barbara und daneben die Heilpädagogische Kita St. Michael der Caritas, die Kolping-Kita und als Kooperationspartner der ebenfalls zur Caritas gehörende Kinder- und Jugendtreff gehören. Hier kommt zum Beispiel die Erziehungsberatung hin. Aus den angestammten Büros herauszugehen, sei schon eine deutliche Veränderung gewesen, sagt Hengstermann, aber eine wichtige: „So erreicht man auch andere Familien.“ Ebenso ist hier die Ehe- und Familienberatung präsent. Erst einmal bekommt sie ganz zwanglos ein Gesicht in den Elterncafés.

Viele Angebote von Kirche und Caritas sind bislang häufig eher mittelschichtorientiert ausgerichtet gewesen. Doch viele Eltern in der Kita St. Barbara würden sich nie in einer Spielgruppe in der Familienbildungsstätte anmelden.

Deswegen bietet sie die jetzt vor Ort im Familienzentrum in vertrauten Räumlichkeiten an und übernimmt noch einen Teil der Kosten selbst. So ist die Gruppe von vier auf zehn Teilnehmer mit Kindern gewachsen.

Auch ohne Hut auf - das Leben fördern

Dabei erlebt Sabine Sönnichsen eine im Vergleich hohe Hilfsbereitschaft untereinander. Sie spricht von „hoher Herzensbildung“, die das „Arbeiten hier auch schön macht“. Und manchmal eben etwas anstrengend: „Manche sind auch sehr deutlich in Auseinandersetzungen.“ Die Bürgerinitiative im Barbaraviertel will diese direkte Art nutzen, die sich auch in konkretem Tun ohne lange Überlegungen und mit Begeisterung für Ideen äußert. Pfarrer Streppel will dafür „in gutem Sinne das Risiko in Kauf nehmen, verwechselbar zu werden“. Kirche müsse nicht immer den Hut aufhaben. Wichtig sei es mitzumachen, „auch wenn es nicht unter unserer Leitung steht“. Kirche müsse ein „Leben in Fülle“ ermöglichen, ergänzt Hermann Hengstermann.

KONTAKT

Ernst Heien

Caritasverband Geldern-Kevelaer
heien@caritas-geldern.de

Friedhelm Appel

St. Maria Magdalena
friedhelmappel@t-online.de

Harald Westbeld

Caritasverband für die Diözese Münster
Öffentlichkeitsarbeit
westbeld@caritas-muenster.de



Das Leben bereichern

Frauentreff international in Dinslaken

Rosi Hannemann redet ohne Punkt und Komma. Trotzdem ist man nicht geneigt abzuschalten und wegzuhören, denn die Dinslakenerin hat in den vergangenen 20 Jahren in der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit vieles erlebt, von dem sie lebhaft erzählen kann. Ob es die großen Aussiedlungswellen nach der Wende 1989, der Konflikt auf dem Balkan Mitte der 1990er Jahre oder die aktuellen Bürgerkriege im Nahen und Mittleren Osten sind: All diese Weltereignisse haben auch in Rosi Hannemanns Arbeit in Dinslaken eine Rolle gespielt.

Bei der Frage, warum sie sich für Flüchtlinge engagiert, fällt ein Ortsname, der für die Region um Dinslaken und Wesel zum Symbol geworden ist: Hünxe. Dort warfen in einer Herbstnacht im Jahr 1991 drei Jugendliche Brandsätze in eine Asylbewerberunterkunft und verletzten dabei zwei Mädchen im Alter von sechs und acht Jahren schwer. Seitdem ist viel geschehen, doch für Rosi Hannemann war dieses schreckliche und perfide Verbrechen eine Art Initialzündung. Sie beteiligte sich an Mahnwachen und schrieb Leserbriefe, mit denen sie deutlich Stellung für die Asylbewerber bezog. Das brachte ihr nicht nur Freunde ein: „Eine Zeit lang fuhr abends regelmäßig ein Streifenwagen bei uns zu Hause vorbei, um nach dem Rechten zu sehen.“ Unbekannte hatten ihr Drohbriefe geschickt und belästigten die Familie am Telefon. „Zum Glück ist das lange her“, sagt Rosi Hannemann heute.

Heimat auf Zeit

Doch nur Mahnwachen oder Leserbriefe waren auf Dauer nicht ihr Stil. Sie und ihre Mitstreiterinnen begannen, sich im Dinslakener Übergangwohnheim Fliehbürg für Flüchtlinge und Asylbewerber zu engagieren. Vor allem die Frauen waren Hannemann dabei so wichtig, dass sie mit einigen Mitstreiterinnen den „Frauentreff international“ gründete. Dort treffen sich alle zwei Monate Frauen aus vielen Nationen, die einmal in der Unterkunft an der Fliehbürg gewohnt haben. Denn obwohl die Fliehbürg nicht besonders wohnlich wirkt – die Bausubstanz des Areals aus dem Zweiten Weltkrieg ist so alt, dass sie seit dem Herbst 2013 sogar unter Denkmalschutz steht –, hat sie vielen Menschen eine Heimat auf Zeit und ein soziales Netz geboten. Dort lernten die Flüchtlinge Menschen kennen, die mit den gleichen Sorgen und Problemen zu

kämpfen haben und solche, die ihnen helfen konnten. Nach einem Auszug aus der Fliehbürg kann vor allem das soziale Netz schnell wieder zusammenbrechen.

Soziales Netz

Dort setzt der Frauentreff international an. „Wir haben die Gruppe gegründet, als immer mehr Familien in die Stadt und in unseren Stadtteil Hiesfeld zogen“, erinnert sich Rosi Hannemann. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Ehrenamtlichen aus dem ökumenischen Dinslakener Flüchtlingsrat vor allem die Bewohner der Fliehbürg begleitet. „Aber es muss ja auch weitergehen“, erklärt Rosi Hannemann die Motivation für das ehrenamtlich organisierte Angebot. Seitdem treffen sich die Frauen im Pfarrzentrum der Heilig-Geist-Kirche in Hiesfeld, um miteinander ins Gespräch zu kommen.

Dabei gibt es eine wichtige Grundregel: „Bei uns wird Deutsch gesprochen“, sagt Rosi Hannemann. Das ist in erster Linie praktisch, denn am Tisch sind viele Nationalitäten und Sprachen versammelt. Deutsch ist sozusagen der gemeinsame Nenner. Zum Zweiten bietet diese Regel die Möglichkeit, Sprachhemmungen abzubauen, denn es werden vor allem Dinge des täglichen Alltags besprochen. Das Jahresprogramm des Frauentreffs liest sich daher ähnlich wie das einer kfd oder Landfrauengruppe. Da wird Aerobic gemacht oder mit eingeladenen Experten über die bürokratischen Hürden bei der Schulanmeldung der Kinder diskutiert.

Interkulturelle Begegnung

An einem anderen der regelmäßigen Termine werden den Frauen auch Teile der deutschen Festtagskultur nähergebracht. „Zu Ostern haben wir einmal ausgeblasene Eier bemalt“, erzählt Hannemann. Dabei seien erstaunliche Gemeinsamkeiten in den Ritualen bemerkt

worden: So werden im persischen Raum zum Frühlingsfest Nouroz ähnliche Feuer entzündet wie in Deutschland zu Ostern. „Solche Erkenntnisse bereichern das Leben der Frauen und das der Organisatorinnen“, findet Rosi Hannemann.

Diese Form der nachgehenden Betreuung fand und findet in Dinslaken große Anerkennung. Sowohl der aktuelle Bürgermeister als auch seine Amtsvorgängerin gehörten zu den Gästen des Frauentreffs. „Die Frauen hatten dann die Möglichkeit, ihre Anliegen ungefiltert vorzubringen“, freut sich Hannemann, die selbst Trägerin des Bundesverdienstkreuzes ist.

Aber das ist ihr eigentlich gar nicht so wichtig. Etwas anderes sei entscheidend: „Es geht um die Frauen und ihre Familien.“

KONTAKT

Rosi Hannemann
redaktion@unsere-seelsorge.de

Julius Schwerdt

Caritasverband für die Diözese Münster
Volontariat Öffentlichkeitsarbeit
schwerdt@caritas-muenster.de

Bücher



Sozialraumorientierung – Fachkonzept oder Sparprogramm?

Sozialraumorientierung ist zu einem zentralen Ansatz in der Sozialen Arbeit geworden. Ziel ist es, soziale und strukturelle Unterstützungsmöglichkeiten zu erkennen, zu erschließen und zu bündeln, um sie für die Gestaltung individueller Hilfeprozesse nutzbar zu machen. Kritiker sehen in dem Ansatz jedoch die Gefahr, dass individuelle Rechtsansprüche auf Einzelfallhilfe dadurch abgebaut werden. Nach einer Einführung in das Fachkonzept Sozialraumorientierung erörtern die Autoren kritische Positionen, klären Missverständnisse auf und ziehen eine Gesamtbilanz für die Fachlichkeit Sozialer Arbeit. Bei dem Heft handelt es sich um eine lesenswerte Einführung in das Fachkonzept Sozialraumorientierung aus Sicht von Protagonisten aus dem Essener ISSAB-Institut, die das Fachkonzept wesentlich geprägt haben.

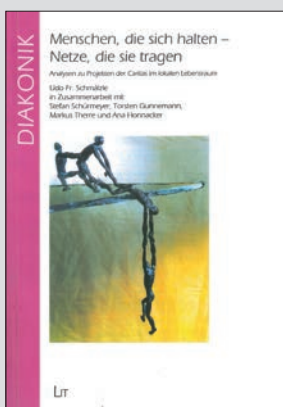
Oliver Fehren, Wolfgang Hinte: Sozialraumorientierung – Fachkonzept oder Sparprogramm? Freiburg 2013, Lambertus Verlag, 7,50 Euro



Sozialer Raum und Soziale Arbeit

Die Einführungen in das Thema „Sozialer Raum und Soziale Arbeit“ greifen Fragen und Interessen von Studierenden und Praktikern auf. Beide Bände sind sehr anschaulich und praxisnah. Sie vermitteln theoretische Grundlagen zum Arbeitsansatz. In verständlichen Darstellungen werden Elemente wie: Individuum, Netzwerk, Organisation und Sozialstruktur erläutert. Kompakte Zusammenfassungen, Wiederholungsteile und praxisbezogene Übungen ermöglichen einen einfachen Einstieg in die Philosophie des Ansatzes. Band eins bietet die theoretischen Grundlagen. Der zweite Band stellt methodische Vorgehensweisen sozialräumlich ausgerichteter Sozialer Arbeit dar, einschließlich verschiedener Methoden der Sozialraumerkundung.

Frank Früchtel, Gudrun Cyprian, Wolfgang Budde: Sozialer Raum und Soziale Arbeit, 2012, Springer VS . Band 1: Lehrbuch, 19,95 Euro; Band 2: Methoden und Techniken, 24,95 Euro



Menschen, die sich halten – Netze, die sie tragen

Bei dem Buch handelt es sich um eine umfangreiche Beschreibung und Analyse von 22 Projekten in verschiedenen Diözesen der Bundesrepublik. Kinder, die morgens hungrig in der Schule landen; Alte und Kranke, die nicht mehr aus ihren Wohnungen kommen; Jugendliche, die keine Arbeit finden; Familien, für die Urlaub zum Fremdwort wird: Für alle diese Menschen wird das Viertel, in dem sie wohnen, zu dem Raum, der sie definiert und in dem sie ihr Leben bewältigen müssen. Was passiert, wenn diese Menschen gemeinsam mit Wohnungsbaugesellschaften, Kirchengemeinden, Verbänden, Kommunen, Schulen oder Sportvereinen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und damit beginnen, ihren Sozial- und Lebensraum zu gestalten? Wer sich für diese Fragen interessiert, für solche Viertel Verantwortung trägt oder gar selbst dort lebt, kann in diesem Buch viel von den Menschen lernen, die im Alltag zu Akteuren werden.

Udo Schmälzle: Analyse zu Projekten der Caritas im lokalen Lebensraum, Münster 2008, LIT Verlag, 39,90 Euro



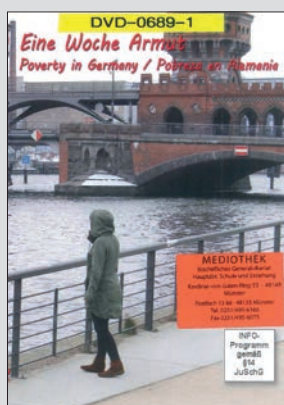
Solidarität im Gemeinwesen

Sozialraumorientierung ist für den Deutschen Caritasverband eine zukunftsweisende Option, um eine inklusive, teilhabeorientierte und solidarische Gesellschaft zu befördern. Die vorliegenden Eckpunkte bieten für den Verband eine Orientierung zur sozialräumlichen Ausgestaltung seiner Arbeit und Strukturen. Dabei geht es auch darum, sich als Kirche vor Ort zu profilieren, gemeinsam mit den Akteuren im jeweiligen Sozialraum.

Deutscher Caritasverband e.V. (2013), in: Neue Caritas (11), I–VII. Online verfügbar unter: www.caritas.de, Suchbegriff: Eckpunkte Sozialorientierung

Filme

Die Mediothek empfiehlt eine kleine Auswahl aktueller Medien, die bei der Annäherung an die Thematik Hilfestellung geben. Gerne berät sie bei der Zusammenstellung geeigneter Medien. Das gesamte DVD- und Kleinmedienangebot der Mediothek findet man im Internet unter www.bistum-muenster.de/mediothek.



Eine Woche Armut

DVD-o689

27 min/f – Max Kronawitter – Deutschland 2014

Junge Menschen erproben ein Leben in Armut – mitten in Berlin, herausgelöst aus ihren gutbürgerlichen Existenzen. Unter der Anleitung und Betreuung durch Ordensschwwestern und einen Priester lernen sie die dunkle Seite unserer Wohlstandsgesellschaft kennen: in einer Einrichtung, wo Drogenabhängige um eine Rückkehr in ein geregeltes Leben kämpfen, beim Versuch, sich einen Tag ohne Geld in Berlin durchzuschlagen, bei Menschen, die sich in der Abschiebehaft befinden. Mit dieser Begegnung mit Außenseitern der Gesellschaft wollen sie sich vorbereiten auf ein Jahr Freiwilligendienst im Ausland – und erkennen: Deutschland hat sein eigenes „Ausland“, das die meisten Menschen hier nicht wahrnehmen, obwohl es direkt vor ihrer Haustür liegt.

Themen: Armut, Christsein heute, Jugendliche, Verantwortung

Ab 14.



Verantwortung für die Welt – Jugendfreiwilligendienst und Ehrenamt

DVD-o574

23 min/f – Anton Deutschmann/Franziska Angerer – Deutschland 2012

Der Themenbereich „Verantwortung für die Welt“ nimmt einen beachtlichen Teil des Lehrplans ein, nicht nur in den Fächern Ethik und Religion. Soziales Verhalten und Handeln gilt als generelle Kernkompetenz an Schulen. Im Mittelpunkt des Beitrags über Jugendfreiwilligendienste stehen drei Jugendliche, die den Entschluss gefasst haben, sich nach ihrem Schulabschluss ein Jahr in den Dienst anderer zu stellen. Das freiwillige Jahr dient ihnen als Orientierungshilfe für ihr späteres Berufsleben, die unterschiedlichen Erfahrungen aus dieser Zeit tragen aber auch in besonderem Maße zu ihrer Persönlichkeitsentwicklung bei. Auch der Einsatz im Bereich der ehrenamtlichen Tätigkeiten wird thematisiert. Insgesamt geht der Film der Frage nach, wie man mit persönlichem Engagement seine Umwelt bereichern und sich persönlich weiterentwickeln kann. – Mit Arbeitsmaterial auf der CD-ROM-Ebene.

Themen: Christsein heute, Jugendliche, Nächstenliebe, Verantwortung, Werte

Ab 14.



Kirche ohne Frauen?

DVD-o699

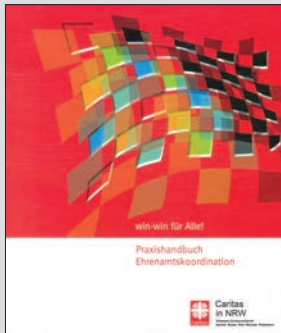
21 min/f – Anton Deutschmann – Deutschland 2014

Die meisten Gottesdienstbesucher sind Frauen. Das ehrenamtliche Engagement in den katholischen Gemeinden ruht überwiegend auf ihren Schultern. Obgleich Weiheämter in der Kirche Männern vorbehalten sind, wird die Basisarbeit überwiegend von Frauen geleistet, besonders in der Verkündigung und in der Diakonie. Den ersten Kontakt mit Kirche bekommen viele Kinder zuerst durch Frauen vermittelt: Erzieherinnen, Grundschullehrerinnen, Gemeindereferentinnen. Auch auf den letzten Schritten des Lebens, in Krankheit und Pflege, werden Menschen mehrheitlich von Frauen begleitet. Die Dokumentation stellt drei Frauen vor, die ihre Aufgabe in der Kirche als Erzieherin, Universitätsprofessorin und Ordensschwester gefunden haben. Wie finden sie sich als Frauen in einer männergeleiteten Kirche zurecht? Es geht um die grundsätzliche Frage, wo Kirche sich heute lebendig entfaltet. – In einzelnen Kapiteln anwählbar und mit Arbeitsmaterial auf der CD-ROM-Ebene.

Themen: Arbeit, Frauen, Kirche

Ab 14.

Publikationen



Handbuch Ehrenamtskoordination

Win-Win-für Alle! Handbuch Ehrenamtskoordination Das Handbuch Ehrenamtskoordination ist eine praktische Informations- und Arbeitshilfe für Verbände, Organisationen und Kirchengemeinden, die eine systematische Ehrenamtskoordination aufbauen wollen. Neben den Grundlagen und Konzeptbausteinen geht es um Fragen der Organisationsentwicklung.

Das Handbuch ist über den Diözesancaritasverband via frerick@caritas-muenster.de zu beziehen. 29 Euro plus Versandkosten.



Pastorale Räume diakonisch ausgestalten

Zeitschrift neue Caritas spezial (3/2011) zum Thema. Das Heft enthält Grundlagen und Beispiele aus der Praxis. Außerdem werden die Ergebnisse der Untersuchung von Prof. Schmälze zur Sozialraumorientierung zusammenfassend vorgestellt.

Online unter: www.caritas.de

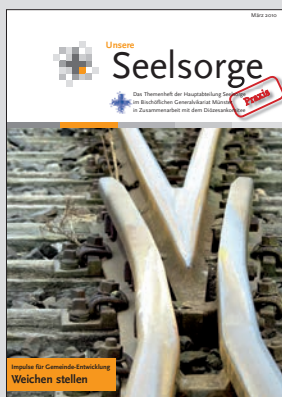
Caritas – pastoral, spirituell und religiös gebildet

Alle caritativen Initiativen und Träger haben aus ihrer jeweiligen Entstehungsgeschichte heraus ihren spezifischen Auftrag und verstehen sich als engagierte Kirche. Aus diesem Grundverständnis und den täglichen Begegnungen mit den unterschiedlichen Lebenssituationen entstehen immer wieder neue Ideen, Prozesse und Veranstaltungsformen, die den christlichen Glauben beleben. Caritatives Handeln lebt zwischen pastoralen Fragen und Zuspruch, spirituellen Herausforderungen und Einsichten, kirchlich und interreligiösen Anfragen und Grundierungen sowie ethischem Diskurs und Haltungen. So entsteht vor Ort eine caritaspastorale Werkstatt mit vielfältigen Modellen und Entwicklungen: Mal eher traditionelle und mal erfrischend experimentell. In Magazinform werden fast

50 Modelle rund um Spiritualität, Identitätsbildung, seelsorgliche Begleitung, Liturgie, Glaubensdialog in der Arbeit und religiöse Fort- und Weiterbildung, vorgestellt. Voraussichtlich im Juni wird der Facharbeitskreis „Christliche Grundlagen und Profil in der Caritas“ auf NRW-Ebene die Handreichung „Caritas – pastoral, spirituell und religiös gebildet“ im Auftrag der Diözesan-Caritasdirektoren veröffentlichen.

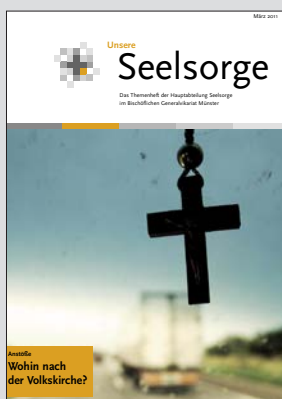
Kostenloser Bezug von Einzelexemplaren:

Caritasverband für die Diözese Münster e.V.
Stabsstelle Verbandspolitik & Kommunikation
Kardinal-von-Galen-Ring 45, 48149 Münster
Telefon: 0251 8901-275, Telefax: 0251 8901-4287
E-Mail: krause@caritas-muenster.de
www.caritasnet.de



Weichen stellen. Impulse für Gemeinde-Entwicklung (März 2010)

Die Praxisausgabe von Unsere Seelsorge stellt ein breites Spektrum möglicher pastoraler Aufgabefelder vor, um aus dieser Vielfalt heraus die notwendigen Schwerpunktsetzungen in der Gemeinde zu erleichtern. Die kurzen Abschnitte bieten für jeden Bereich Leitfragen, Anregungen zur Pastoralraumerkundung sowie weiterführende Literatur und Kontaktadressen an.



Wo hin nach der Volkskirche? (März 2011)

Das Themenheft aus dem Jahr 2011 gibt nach wie vor (uneingelöste) Impulse, um über die Perspektiven einer lokalen Kirchenentwicklung im Bistum Münster nachzudenken.



Entwicklung lokaler Pastoralpläne

Sehen – Urteilen – Handeln: Unter diesem Stichwort ist die Arbeitshilfe der Reihe „Unsere Seelsorge – Praxis“ erschienen. Die Arbeitshilfe soll „alle, die im Bistum Verantwortung für die pastorale Arbeit übernommen haben“ unterstützen, die Anliegen und Optionen des Pastoralplans vor Ort zu bedenken und umzusetzen.

www.pastoralplan-bistum-muenster.de

Unter den Stichworten Material – Prozessgestaltung – Sozialraumorientierung finden sich weitere Texte zur Sozialraum- und Lebensweltorientierung sowie viele Praxisbeispiele aus dem Schnittfeld zwischen Caritas und Pastoral.

Ebenfalls finden Sie dort eine Linkliste, die auf interessante Artikel und zahlreiche Hinweise zum Thema Sozialraum, Sozialraumorientierung, Sozialraumanalyse und Quartiersentwicklung verweist.

Bezug

Bischöfliches Generalvikariat Münster
Hauptabteilung Seelsorge
- Materialdienst -
Überwasserkirchplatz 3
48143 Münster
Telefon: 0251 495-436
materialdienst@bistum-muenster.de

Themenschwerpunkt der
nächsten Ausgabe von
Unsere Seelsorge

Kindergartenpastoral

Der Weltgarten

Eine Ausstellung zur globalen
Nachhaltigkeit

Ab 26. April 2015
im Allwetterzoo Münster

- Was hat mein Smartphone mit Gorillas zu tun?
- Was ist virtueller Wasserverbrauch?
- Was sind die neuen Ideen für Nachhaltigkeit?



EINLADUNG ZUM MITMACHEN

Für Gruppen: Eine Welt- und Umwelt-Gruppen können die Chance nutzen, im Weltgarten für ihre Projekte und Themen zu werben.

Für Lehrer/innen: Für Schüler/innen ab Klasse 5 bietet der Weltgarten eigene Programme an.

Für Ehrenamtliche: Sie können die Ausstellung betreuen und die Besucher mit Eine Welt-Themen ansprechen. Wir bieten für die Einsatztage freien Eintritt in den Zoo.